DIE FACKEL

Nr. 389/90 15. DEZEMBER 1913 XV. JAHR

Glossen

Anerkennung seitens

Die Rede über die Entlassung der italienischen Beamten von Triest gibt dem Grafen Stürgh Gelegenheit zu dem folgenden Bekenntnis:

Das italienische Volkswesen und dessen altehrwürdige hohe Kultur genießen auch in Österreich große Sympathien und sind wiederholt Gegenstand uneingeschränkter Anerkennung seitens der östereichischen Regierung gewesen. . . .

Das wird den Michel Angelo, von dem es in Wien angesichts der Werke Weyrs geheißen hat, daß er zuspirrn kann, gewiß freuen, Dantes Hölle, die hier viel weniger Zuspruch fand als die Natzlers, wird sich heben, das Programm im Kolosseum bildet bereits das Saisongespräch, und die sixtinische Kapelle, von der schon das Gerücht ging, daß Drescher besser sei, hat auch ihre Genugtuung. Man wird Tizian nicht mehr als Katzelmacher ablehnen, sondern ihn mit Blaas, der Venetianerinnen malt, in einem Athem nennen. Man wird nicht mehr behaupten können, daß die italienische Kultur kein Gegenstand sei. Sie ist ein Gegenstand uneingeschränkter Anerkennung seitens der österreichischen Regierung.

* * *

Ergreifende Szenen

müssen sich kürzlich im Burgtheater abgespielt haben. Ferdinand von Bulgarien, der auch nicht mehr das ist, was er einmal war, hat sich im Unglück entschlossen, ein gleichgestimmtes Milieu aufzusuchen und ließ sich von Herrn Thimig auf die Bühne geleiten:

. . . . Hierauf sprach er Herrn Gerasch an und sagte: »Ich habe Sie heute sehr bewundert. Ich habe ja schon öfter Gelegenheit gehabt, mich über Ihre schönen Leistungen zu freuen.« Nachdem er noch mit Herrn Moser gesprochen hatte, ließ er sich die jüngsten Mitglieder des Burgtheaters, die Damen Buchmann, Kutschera und Mayen, vorstellen und spendete ihnen in launiger Weise Lob für ihre Leistungen. Beim

Abschied von den Künstlern sagte der König: »Ich habe nun einundzwanzig schwere Monate hinter, mir während welcher Zeit ich nie zum Ausruhen und zu künstlerischem Genuß gekommen bin.«

Aber jetzt . .! Der Geist des Burgtheaters und der König von Bulgarien machten einander Komplimente, wie zwei, die wissen, daß beide schon bessere Zeiten gesehen haben, und von denen jeder die Runzeln des andern auf sich bezieht. Daß man in Bulgarien während des Kriegs sich nichts gönnen konnte, ist begreiflich, daß man in ernster Zeit sich des Herrn Gerasch erinnert, ist rühmlich; daß man nach den Niederlagen der Bulgaren der Durchfälle des Burgtheaters gedenkt, ist tröstlich. Aber der Kunstsinn des Königs Ferdinand dürfte wohl eben der militärische Vorteil sein, denn die Serben voraushaben. Ein Wechselgastspiel des Burgtheaters in Sofia wäre nicht übel, und taktvoller Weise sollte es Herr Thimig nicht versäumen, gelegentlich an Ort und Stelle seine Anerkennung für die schönen Leistungen auszusprechen.

* * *

Die Maitre

war also in Wien und ein Weltmann, der dem Vortrag beiwohnte, versicherte mir, daß er den Beruf der Maitresse für die Frau im allgemeinen und für die Pariserin im besonderen noch immer für ersprießlicher halte. Ich bin nicht der Ansicht, da der an und für sich gewiß einwandfreie Beruf der Maitresse aus dem alten Ideal der sexuellen Hörigkeit entstanden ist, während die Maitre doch in ihren Entschließungen mehr Freiheit hat und wenn sie von ihr auch keinen Gebrauch machte, ihre Natur wenigstens ohne die Gefahren der Sittlichkeit auf jenen Nebenwegen ausleben kann, die die ahnungslose Gesellschaft jetzt den Frauen freihält. Die Nachwelt ist so und so verpatzt; so sollen wenigstens die Zeitgenossinnen tun, was sie für Fortschritt halten. Die Zeitgenossen glauben noch nicht daran. Sie werden schon sehen. Muß ein recht abenteuerlustiges Auditorium versammelt gewesen sein:

Madame Vèrone erschien in eleganter schwarzer Abendtoilette, einen Strauß dunkelroter Rosen am Kleidausschnitt, das reiche blonde Haar zu einem Knoten geschlungen, der den Nacken frei ließ. Als sie auf die Hindernisse zu sprechen kam, die den französischen Advokatinnen in den Weg gelegt wurden, ehe man ihnen erlaubte die Robe und das Barett zu tragen, wurde wohl bei mancher Zuhörerin der Wunsch wach, die Pionierin der liberalen Frauenberufe möchte

in der Amtstracht ihren Vortrag halten, um so das Ideal der in das Barreau zugelassenen Frau auch physisch zu verkörpern.

Man hatte ihnen nur erlaubt, die Robe, aber nicht die Robe zu tragen, und da sie's jetzt dürfen, läuft doch wieder alles auf die Robe hinaus. Madame Vèrone wurde scharf:

Wie lange habe es gedauert, bis den Frauen der Weg zu den schönen Künsten eröffnet wurde! . . . Wohl damit sie nicht beweisen könnten, daß sie ebenso Gutes leisteten, wie die Männer? fragt Madame Vèrone mit scharfer Ironie.

Aber die Frau hat es durchgesetzt.

Denn heute macht sie den Männern den Rom-Preis streitig und die Villa Medici beherbergt eine Malerin und eine Bildhauerin.

Ich habe deshalb auch stets vermieden, die Villa Medici zu besuchen. Madame sagt:

Ob sie sich nach dem französischen Sprichwort von Gott oder vom Teufel hat helfen lassen, kommt auf dasselbe heraus.

Oho, das kommt nicht auf dasselbe heraus. Doktorin, sind Sie des Teufels? Nein, des Gottes sind Sie nicht!

Madame Vèrone schloß mit einer anmutigen Schilderung, wie ausgezeichnet sich Advokaten und Advokatinnen im Palais de Justice vertragen, welche glückliche Ehen schon geschlossen wurden, wie gut sich der Beruf und sogar die Amtstracht mit dem angebornen Charakter der Frau verträgt.

Also seien wir wieder gut.

Rauschender Beifall lohnte die Ausführungen der geistvollen Dame und zahlreiche Persönlichkeiten eilten auf das Podium, um ihr die Hand zu drücken und sie zu beglückwünschen.

Jedenfalls, weil sie von den Argumenten der Dame besiegt waren, die Persönlichkeiten. Auernheimer würde schließen: Und eine Dame, die einen Strauß dunkelroter Rosen am Kleidausschnitt trägt, hat immer recht. Ich würde schließen: ein Advokat, der das reiche blonde Haar zu einem Knoten geschlungen trägt, welcher den Nacken frei läßt, lügt. Aber ich sage noch: er ist lieber als der Herzberg-Fränkel, den ich mir in solcher Aufmachung nicht vorstellen könnte, selbst wenn er sich von Gott dabei helfen ließe.

* * *

Eine andere Dame

der Herausgeber der Zukunft, mit geschnürter Taille, weißen Handschuhen und einem Strauß Nelken am Kleidausschnitt, hatte auch großen Zuspruch. Das pikanteste Moment beim Auftreten dieser politischen Diseuse ist jedesmal: schon vorher zu wissen, daß die

72

weißen Handschuhe innerhalb der ersten halben Stunde »mählich« abgestreift werden und daß sie dennoch unentbehrlich sind. Man erwartet es mit Spannung. Die ‚Neue Freie Presse' sagt das so: »Der von den literarischen und politischen Kreisen unserer Zeit mit so großer und berechtigter Spannung erwartete Vortrag unseres Berliner Gastes hat heute abend im großen Saale des Konzerthauses eine überaus zahlreiche, interessierte und verständnisinnige Zuhörerschar versammelt«. Der Saal soll nicht sehr akustisch sein, aber das wichtigste ist, daß man gut sieht.

* * *

Der beste Habsburger-Kenner

Ein Mann in Graz, der einen roten Kopf hat, auch wenn von mir nicht die Rede ist und der je nach Bedarf Visitkarten und Rezensionen abgibt, um sich vor Gott und Menschen angenehm zu machen — man entsinnt sich seiner aus der Geschichte von meinen Grazer Abenteuern — schreibt über ein Buch »Kaiser Max, der letzte Ritter«, das, wie schon aus dem Titel hervorgeht, von dem Erzjournalisten Salten ist. Hier hat einmal ein Thema seinen Autor und ein Autor seinen Rezensenten gefunden. Der Mann, der »O du mein Wien« gedichtet hat, rühmt dem Dichter des Buches vom »österreichischen Antlitz« nach, daß sein letztes Buch vom letzten Ritter »ein Doppelgesicht aufweist«. Eins für die Jugend, eins für den reifen Leser nämlich. Und der Autor sei nicht nur einer der feinsten deutschen Stilisten, sondern auch ein gütiger Mensch. »Salten ist überdies einer der besten Habsburger-Kenner«. Maximilian, der letzte Ritter, ist also nicht Herr Harden, sondern jenem wird vielmehr nachgerühmt, »daß er wie alle großzügigen, phantasievollen Naturen nicht mit dem Gelde wirtschaften konnte und immer in Schulden stak«. Er habe »auch [redacted] märchenhaften Familienschatz der Habsburger, der in Wienerisch-Neustadt gestapelt lag«. Also zwischen Wien und Graz. Aber was geht der Familienschatz der Habsburger die Presse an? Was hat er mit der Literatur zu schaffen? Was hat er in einer Rezension zu suchen? Entfernen wir uns nicht zu weit von den Interessen des Marktes. Der Familienschatz der Trebitsch und Hatvany, der auch märchenhaft genannt wird, sollte größere Zugkraft haben und dennoch: wiewohl er gewiß den Wiener, Berliner und Münchner literarischen Kreisen näherliegt, wurde er

nie von diesen angegriffen, sondern es werden im Gegenteil die Werke und Taten von Leuten, die ihre Werke ihren Taten zu verdanken haben, unaufhörlich in objektivster Weise besprochen. Nicht Geld — das wäre gleichgiltig —, sondern der Respekt vor dem Geld — das ist furchtbar — macht Literatur. Umso mehr ist man erstaunt, daß der Satz, den man irgendwo findet: »Eine Familie, in der jedermann sich nicht bloß als lachender Erbe, sondern als dankbarer Sprosse eines verdienstvollen Vaters betrachtet und zugleich wieder als verantwortlicher Vater künftiger Erbsöhne, kann nicht so leicht untergehen«, daß dieser Satz sich nicht auf das Haus Trebitsch bezieht — was man wegen der schlechten Grammatik des Satzes fast schon geglaubt hätte —, sondern nur auf die Familie Maximilians. Diese Intimität wird nachgerade peinlich. Der Mann in Graz meint zwar, »der innere Anteil« des Autors steigere sich gegen Schluß »derart, daß wir diese Biographie mit der Ergriffenheit zu Ende lesen, wie wir die letzte Szene des Götz lesen«, das ist zwar nicht gut deutsch und eine Frechheit, aber zum Glück kommt im Götz noch eine Szene vor, die immerhin aus rein stofflichen Gründen hier zu zitieren wäre, was einem aber auch nicht einfallen darf, wiewohl es einem auf der Zunge liegt. Der Mann in Graz nennt Herrn Salten »einen Seelenkünder, dem die innige Liebe zu diesem Staat, zu diesem Land, zu seinem Fürstengeschlecht das Innerste sichtbar werden ließ«. Ich finde, daß die Befassung des Herrn Salten mit den Angelegenheiten des Erzhauses zu den widerlichsten Nummern des österreichischen Geistestheaters gehört und daß die Pietät, die in der Kapuzinergruft ein Ullstein-Buch niederlegt, den Wunsch entstehen läßt, die Martinswand hinaufzuklettern. Herr Salten ist ohne Zweifel der weitaus geschickteste unter allen jenen Journallsten, die jetzt damit betraut sind, von den Familienschätzen des Geistes und der Kultur einen Oberflächeneindruck für das Bedürfnis des Publikums abzugewinnen. Aber nur die Verlassenheit und Unorientiertheit eines adeligen Lebens ist imstande, solche Entdecker nicht an der Schwelle abzulehnen. Weil es dort naturgemäß keine Salten-Kenner gibt, bleibt er einer der besten Habsburger-Kenner. Seine Vielseitigkeit ermöglicht ihm aber, auch den Wünschen eines andersgesinnten Publikums mit dem Ghetto näherzukommen und im Kino zu zeigen, wie wenig ratsam es ist, wenn sich die Töchter ehrlicher alter Wucherer in Kraknu tief verschuldeten Kavalieren

anvertrauen, die es nur auf das Geld abgesehen haben. »Während ihr Vater seelisch und körperlich gebrochen zum hinfälligen Greis wird, spielt sich in Berlin die Alltagstragödie von der betörten, betrogenen und verlassenen Gattin ab.« Der Adelige ist ein Schurke und der Wucherer stirbt an gebrochenem Herzen. »Die ganze Art und Weise dieses meisterhaft inszenierten Mimodramas zeigt, daß der Autor in richtiger Erfassung dessen, was im Kino am stärksten packt und fasziniert, durchaus keine Berührung der Literatur beabsichtigt hat, sondern nur die Herstellung eines geschmackvollen, spannenden Filmdramas . . . .« Eine Berührung der Literatur hat er also nicht beabsichtigt, er hat verzichtet; und Geschmack hat er. Wenn er nun aber auch sowohl ein Habsburger-Kenner wie ein Kenner der Verhältnisse im Ghetto ist — eines ist er sicher nicht, ein Kenner meiner Schriften. Und darum habe ich es ungern gesehen, daß er bei einer Besprechung des »geistigen Lebens in Österreich« zum Regierungsjubiläum des Kaisers — also als Kenner Habsburgs und des Ghettos — in ‚Über Land und Meer' mich nicht übersehen, sondern im Gegenteil geschrieben hat:

Es darf nicht geleugnet nnd nicht verschwiegen werden, daß der durch seine Heftigkeit isolierte Satiriker Karl Kraus mit seiner großen, negierenden Beredsamkeit einen starken Einfluß auf die Jugend übt.

Es darf geleugnet und es soll verschwiegen werden. Es muß dort, wo Herr Schnitzler der »schöpferisch reichste Künstler« genannt wird, vertuscht werden. Niemand hat es zu erfahren. Die Geschicklichkeit hat es nicht zu verraten. Wenn ich durch meine Heftigkeit nebbich isoliert bin, will ich isoliert bleiben. Sonst werde ich noch heftiger. Ich teile weder mit Kaiser Max die Wehrlosigkeit noch mit dem Shylock von Krakau das gute Herz. Ich habe im »geistigen Leben Österreichs« nicht das geringste zu suchen. Denn ich finde dort nichts, und wenn sich Leute, die dort zu einem Kaiserfest geladen sind, im Hause breit machen, so unterhalte ich mich im Gesindezimmer über die Gewohnheiten der Parvenus.

* * *

Immer vor Weihnachten

erkundigt sich der Schöngeist über die »Bücher der Saison« und immer schneiden die Rudolf Hans Heinz Otto Ernst Greinz relativ

am besten ab. »Der immer kultiviertere Geschmack des großen Publikums erweist sich als unbeirrbar« und die Romane heißen immer so wie »Die Bekehrung des jungen Bartsch« oder »Die Masken des Jakob Wassermann« oder »Die Chancen des Hugo Heller«. Auskunft geben die gewiegten Kenner der Leseneigungen Wiens, die Gewährsmänner und Experten, die sogenannten »Blutzeugen«, darunter Friedrich Schiller, der aber weder identisch noch verwandt ist mit dem bekannten Urgroßvater des Herrn v. Gleichen-Rußwurm. Interessant ist, ob das Publikum Sachliches als Geheimnisvolles ansieht oder beides. Es fehlte nicht an Wetterleuchten, das die Autoren hätte warnen sollen; denn der Geschmack des Publikums hat sich umgeschwungen. Ich schnarche über dieser Alljährlichkeit ein. Alles ist intelligent. Was liest das Publikum last not least? »Zum Schlusse noch eine Bemerkung des Herrn Last.« Ach, also — endlich — Übersetzung gefunden — —

* * *

Ich werde für einen Literaturpreis vorgeschlagen

». . . . Einer der Preise, die nicht vergeben zu werden pflegen, gebührt dem Mann oder auch der Frau, die Kellermanns ‚Tunnel' nicht gelesen haben . . . .«

* * *

Was es alles gibt

[Friedell-Abend.]
[Goethe-Schiller-Abend.]

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[Thomas Mann-Abend.] . . . . Hält auch das weitere Werk diesen Ton fest, so wird der neue Roman Thomas Manns ohne Zweifel eine ebenso aktuelle wie amüsante Schöpfung.

[Vorlesung Franz Höbling.] . . . . Daß er noch literarisches Feingefühl besitzt, erwies der gestern von ihm abgehaltene, ungemein stark besuchte »Jungösterrreichische Dichterabend« . . . . bezeichnende Stücke von . . . . Paul Wilhelm . . . . Paul v. Hohenau . . . . Ernst Becher. Alle diese so mannigfach nuancierten Autoren und Werke interpretierte Herr Höbling mit Geschmack und Verstehen . . . .

* * *

U. a. nicht genannt

Weiter gibt es ein Bild »Soiree im Highlife«, auf dem eine Anzahl Wiener Zeitgenossen, auch solche, die außer diesem Vorzug keine besonderen Verdienste aufzuweisen haben, erscheinen, wie sie Alfred Grünfeld lauschen, der die »Frühlingsstimmen« spielt und dann Selma Kurz am Klavier begleitet. . . .

Das ist die Kritik der Zeitung am Film. Was hat aber der Film anderes getan, als einen dieser ekelhaften Zeitungsberichte, die die lauschenden Zeitgenossen alle aufzählen, zu illustrieren? Es ist die Kritik des Film an der Zeitung. Sie hätte den Mut haben sollen, die endlich verleugneten Zeitgenossen auch hier aufzuzählen.

* * *

Der Trunkenbold

.... Man merkt bisweilen, daß der junge Dichter sich selbst an der Schönheit seiner Sprache berauscht ....

Der Schlankel heißt Zifferer.

* * *

Die Wissenschaft

In den ‚Geisteswissenschaften' (I. Jahrgang, Heft 9) steht die ›Lehre von der Ganzheit‹ von Hans Driesch und dort heißt es:

Der Gegenstand ist; sein Sein bedeutet aber nur sein als dieser selbige bewußt gehabt werden Können.

Man soll dem Gelehrten, der da spricht, nicht das Maul verbinden.

* * *

Der Christ wendet sich an den Schöpfer

Eine Dame, die in der Kunstgewerbe-Ausstellung mehrere Objekte ausgestellt hat, erhielt das folgende Schreiben, welches beweist, daß christlicher und deutscher Sinn in der Wiener Journalistik doch noch nicht ausgestorben ist.

Euer Hochwohlgeboren!

Das ‚Deutsche Volksblatt', eines der ältesten, christlichen und deutschen Tageblätter der Reichsmetropole hat seit der Eröffnung der Ausstellung österreichischer Kunstgewerbe im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien (Stubenring—Wollzeile) bereits zweimal Detailberichte über die exponierten Objekte und deren Schöpfer veröffentlicht und auch in der Voraussetzung, daß diese Publikationen von den P. T. Ausstellern aus repräsentativen und geschäftlichen Ursachen entsprechend eingeschätzt werden, die Fortsetzung der Artikelserie angekündigt, gleichzeitig aber die Aussteller hievon verständigt.

Unter den noch nicht besprochenen Personen und Ausstellungsobjekten befinden sich bedauerlicherweise bis heute

auch Euer Hochwohlgeboren und die von Ihnen geschaffenen Arbeiten und es wäre im Interesse der Vollständigkeit ein Fehler, Euer Hochwohlgeboren auf diese Lücke nicht aufmerksam gemacht zu haben. Wir ersuchen nunmehr höflich und dringend, uns postwendend bekannt geben zu wollen, ob und auf wie viele Textzeilen Euer Hochwohlgeboren im nächsten Berichte reflektieren. (Preis per Textzeile á zirka 8 Worte 4 Kr.) Durchschnittlich werden je nach Zahl der Objekte 6—15 Druckzeilen bestellt.

Ihrer geschätzten Antwort gerne gewärtig, zeichnet

hochachtungsvoll

Verwaltung des ‚Deutschen Volksblattes'
Wien VIII. Josefsgasse 4—6

Das ‚Deutsche Volksblatt' hat kürzlich mit Recht davon gesprochen, wie wichtig es ist, das nationale Empfinden zu stärken und den Leuten »jene große Auffassung vom Berufe unseres Volkes und seiner geistigen und wirtschaftlichen Gliederung zu vermitteln«, ohne die »der feste Rückhalt in den Kämpfen des Tages fehlen muß«. Die geistige und wirtschaftliche Gliederung des deutschen Volkes findet gewiß ihr Vorbild in dem System, welches das ‚Deutsche Volksblatt' eingeführt hat. Denn während die Judenblätter so schamlos sind, jedes Eingesendet gegen Bezahlung aufzunehmen, nimmt das ‚Deutsche Volksblatt' nichts gegen Bezahlung auf, was nicht in der Redaktion geschrieben wird. Die Mizzi Schmidt war bekanntlich »eines jener Dämchen, welche«. Die sind imstand und sagen: »Gehst her, schöner Kunstgewerbler, ich sag dir was.« Aber sie haben ihm in Wirklichkeit gar nichts zu sagen; es ist nur ein Vorwand. Während das ‚Deutsche Volksblatt' ihn ganz offen auf eine Lücke aufmerksam macht. Im Interesse der Vollständigkeit wäre es ein Fehler. Es verlangt nur zwei Gulden und ist dafür gesund. Ein Judenblatt verlangt fünf, und das weitere — ehschowissen.

* * *

Ein unberufener Kritiker

Ein Amerikaner hatte behauptet, daß man in Wien ausgenutzt werde. Darauf erschien das Folgende:

* (Unsere Kritiker.) Wir erhalten von der amerikanischen Botschaft die nachstehenden Zeilen, welche man gewiß überall mit

begreiflichem Interesse und mit der nötigen Nutzanwendung lesen wird:

Bezugnehmend auf die öffentliche Kontroverse betreffs Wiener Hotel- und Lebensmittelpreise, welche in einer angeblichen Äußerung eines angeblichen Privatsekretärs des amerikanischen Botschafters Exzellenz Frederic C. Penfield beruhen soll, bittet der Herr Botschafter, man möge gütigst feststellen, daß Herr de Angelis wohl in Amerika in seiner Familie als Sprachlehrer tätig war, hingegen nie als detsen Privatsekretär funktionierte noch ein solcher jetzt ist. Herr de Angelis ist, Insoweit es dem Herrn Botschafter bekannt ist, überhaupt nur einen Tag in Wien gewesen, weshalb seinen diesbezüglichen Äußerungen wohl keine zu große Bedeutung beizumessen wäre. Wien, am 20. November 1913.

Man kann zu dieser nach allen Seiten hin aufklärenden Mitteilung des Herrn Botschafters mit allem verbindlichen Danke nur die eine Bemerkung hinzufügen: Desto besser!

Das verstehe ich nicht. Der Mann, der sich für mehr ausgibt als er ist, ist gleichwohl mehr ausgenutzt worden als nötig war und kann nur von den Erfahrungen eines Tages in Wien sprechen, weil er sich eben vor den Erfahrungen weiterer Tage fürchtete. Ich war nicht einmal Sprachlehrer, geschweige denn Privatsäkretär beim amerikanischen Botschafter, und finde gleichwohl, daß man in Wien ausgenutzt wird. Aber vielleicht erklärt sich das aus dem Umstand, daß ich länger als einen Tag in Wien gelebt habe. Allerdings bin ich jetzt öfter nur einen Tag in Wien, aber auch dieser eine Tag in Wien, an dem das Automobil vom Bahnhof teurer ist als die Bahnreisen, die mich von Wien entfernen, genügt mir, um zu behaupten, daß man in Wien ausgenutzt wird. Freilich ist meiner nach allen Seiten hiu aufklärenden Mitteilung keine zu große Bedeutung beizumessen, weil ich, wenn ich ständig in Wien wäre, desto besser ausgenutzt würde.

* * *

Non scholae, sed vitae

Aus einem Erlaß des niederösterreichischen Landesschulrates:

Über die »Forderungen des Lebens«.

. . . Das Ziel ist gewiß groß und schön. Neben dem Gewinn materieller Natur leuchtet aus ihm das Ideal jeder richtigen Erziehung: die Heranbildung tüchtiger und warmherziger Charaktere. Diese Bestrebungen werden aber einseitig bleiben, wenn nicht auch der eigentliche Schulunterricht den Forderungen des Lebens und der bürger-

lichen Gesellschaft nähertritt. Nach vielen Richtungen hin ist die Schule noch immer von dem wahren, pulsierenden Leben abgewendet verfolgt ihre papierenen Ziele, verschwendet Zeit und Kraft auf die Bewältigung von überflüssigen Stoffgebieten und kann sich mitunter von dem Geiste reinster Scholastik nicht befreien.

.... Wie selten weiß das Kind, wie viel Monats- oder Jahreszins die Eltern zahlen .... wieviel monatlich für Gas gezahlt wird .... Auf den oberen Stufen wird der Hinweis auf die Steuerobliegenheiten, angeknüpft an reale Beispiele aus dem Leben, den Sinn für Steuermoral, der uns ganz abhanden kommen will, zu wecken haben.

Der Kreis des Schullebens erfordert auch mancherlei Erweiterung. Wie selten kommt es vor, daß ein Lehrer im Unterrichte Gegenstände wirklich abwägen läßt! .... Es ist damit genau so wie mit den Preisangaben, immer heißt es: 1 Kilogramm Rindfleisch, 1 Liter Milch, 1 Meterzentner Kohle kostet —; wie viel kosten 30 Dekagramm, 3/4 Liter, 2 1/2 Meterzentner? Stellen wir doch die Beispiele so, daß das Kind selbst den Preis zu bestimmen hat.... Selbst bei den Frankfurter Würsteln und bei den Kaisersemmeln erspart es sich der Lehrer selten, den Preis selbst anzugeben, damit unsre kleinen Dummerln ihre Köpfe nicht anzustrengen brauchen.

Viele sehr beachtenswerte Gegenstände bietet ein andres Gebiet, die Straße. Das Kind sollte .... erzählen, was beim Kaufmann, beim Greisler, beim Kunsthändler ausgestellt, aufgeschrieben, angepriesen ist. Hundertmal gehen die Kinder an den Geschäften vorüber, aber wie selten bekümmert sich auch nur eins um die aufgeschriebenen Tagespreise der Waren!

.... Eine Orientierung über die Bemessung des Trinkgeldes, für das den Kindern und auch vielen Eltern der Maßstab fehlt, wird von Vorteil sein.

Vergessen wir hier nicht der Zeitung! Der moderne Mensch wird es mit Freude begrüßen, wenn der Lehrer gelegentlich einen Bericht über ein wichtiges Tagesereignis, über Krieg und Kampf, die alle Gemüter bewegen, oder ein passendes Feuilleton vorliest und bespricht .... Der Lehrer wird hie und da den Wechsel der Kurse als Begleiterscheinung des wirtschaftlichen Lebens verfolgen .... Wir werden mit einem Wort die Schüler lehren, die Zeitung, dieses am weitesten verbreitete moderne Bildungsmittel, lesen, verstehen, in ihrem Wert und ihrer Überschätzung beurteilen. In den Fährlichkeiten des Lebens sollen die Kinder sich selbst und den Nächsten helfen lernen.... In erziehlicher Richtung sollen wir Tür und Tor der Schule öffnen, damit das wirkliche Leben mit seinen tausendfältigen Erscheinungen eintrete.

Die Zeitung bemerkt hiezu:

Daß die einfachsten Wahrheiten am längsten brauchen, um sich durchzusetzen, ist zwar richtig, aber dennoch freuen wir uns, wenn wir ihren, wenn auch späten Sieg feststellen können. Schon die Römer ...

Der Schöpfer des Erlasses, der »sofort verwirklicht werden soll«, heißt Habernal. Ich hätte nicht übel Lust, dreißig Jahre nachzusitzen, um die so beschaffene Schule schwänzen zu können. Nein, stürzen! Denn heute soll ein Kriegsbericht von Ernst Klein besprochen werden, und ich bin nicht präpariert. Wegen eines Berliner Theaterartikels von Paul Goldmann hab ich so schon einen Vierer. Wieviel Zins wir zahlen, weiß ich nicht. Den Preis eines Frankfurter Würstels kann ich nicht bestimmen. Den Kunsthändler verwechsle ich mit dem Greisler. Mit dem Trinkgeld kenn ich mich nicht aus. Der Sinn für Steuermoral ist mir abhanden gekommen. Den Fremdenverkehr pflege ich nicht. Das pulsierende Leben erstickt mich. Hinaus in die Ferne!

* * *

Auf der letzten Seite der Welt

steht zu lesen:

Schmerzlos operiert
jede kranke Puppe
Puppenklinik
»Schwarzer Peter«
Wien, IX. Alserstraße Nr. 6
Telephon Nr. 15399.
20447

Gesundes, hübsches Baby
herziges Mädchen, 14 Tage alt, noch ungetauft, wird von disting. Ehepaar gegen einmalige höhere Abfertigung als Eigen abgegeben. Seriöse Anträge unter »Puppenmädel 1459« an das Ankünd.-Bureau d. Blattes. 22761

Auf der letzten Seite, die, so wahr mir Gott helfe, der Spiegel ist allen Zustandes.

Notizen

Der von mir, ich kann und will es nicht leugnen, gewiß persönlich und an der empfindlichsten Stelle angegriffen und schwer verletzte Richard Moses Meyer hat — freilich ehe er das letzte Heft der Fackel zu Gesicht bekommen hatte, wo ich ihm neuerlich an den Leib gieng — im ‚Kunstwart' folgenden Klagelaut ausgestoßen:

». . . Gewiß, wie jede redliche Arbeit von denen, die ihren Sinn nicht verstehen immer verachtet worden ist, so hat auf uns der große Karl Kraus in Wien — ich habe es seit heute morgen schriftlich, daß das nächste Jahrhundert nach ihm leisten wird — das Wort gemünzt, Literaturgeschichtschreibung sei Unfähigkeit zum Journalismus; ein Wort so originell wie es seine Aussprüche fast alle sind, denn es ist ja nur eine Variation der Wendung von den Journalisten als Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben . . .«

M. scheint also einen Brief bekommen zu haben. Natürlich hat er vollkommen recht mit der Behauptung, daß ich nur bereits vorhandene Aussprüche variere. Nie war dies mehr der Fall als in dem Wort über die Literaturhistoriker. Diese haben — ich wollte wirklich nur varieren — sogar den Beruf zum Journalisten verfehlt, und indem ich es sagte, wiewohl es auch ohne des Bismarcks Wort bestehen kann, profitierte der Witz von dem Wissen um dieses Wort. Die Assoziation, die sich bei der Wendung »Unfähigkeit zum Journalismus« einstellt, lautet — tue es. Dem M. ganz begreiflich zu machen: »Journalismus = Unfähigkeit zu«. Als ich den gekränkten Tadel des M. las, freute ich mich, wie richtig er den Zusammenhang erraten hatte. Aber ich wußte noch nicht, woher ers wußte. Erst als ich in Berlin, eben dort, wo der Richard Moses Meyer seine Professur betreibt, durch seine Kastrierung, einen starken Achtungserfolg erzielte — die Leute wollten noch mehr haben und dürfte selten noch vorgekommen sein, daß einer nach einer Kastrierung viermal gerufen wird — erst im Vorlesen entdeckte ich hocherfreut eine Stelle, in der ich den von M. zitierten Aphorismus gleichsam kommandiert hatte. Daß Literaturgeschichte die Unfähigkeit zum Journalismus sei, hätte ihn vielleicht gar nicht alteriert. Aber eben im Zusammenhang mit ihm selbst hatte ich geschrieben:

». . . . was sie mit halbem Ohr aufgeschnappt haben. Ich werde ihm noch die Hälfte nehmen, diesen M.! In ihrer Literaturgeschichte haben solche Individuen, die sogar den Beruf als Journalisten verfehlt haben . . .«

Hier stehts also ganz deutlich, und man sieht, daß ich wirklich bei der Betrachtung der Literaturhistoriker vom Bismarck-Wort gar nicht loskommen, wiewohl doch dieses auf die Journalisten und nicht auf die Literaturhistoriker geht. Der M. hat recht. Aber er reize mich nicht, im Büchmann nachzusehen. Er kann nicht wissen, wieviel Zitate es gibt, die ich für ihn herrichten kann. Der Meyer ist auch schon vorhanden, in hunderttausend Exemplaren; was wäre er, wenn ich ihn nicht schmackhaft machte? Seitdem es ihn gibt, ist das Leben furchtbar monoton geworden. Es wäre rein nicht auszuhalten, wenn ich auch auf der Welt wäre und mein guter Leibspruch das bereits vorhandene Wort: Variatio delectat gewählt hätte. Aber — bitte — diesmal nicht weiter sagen! Ich bin zu unselbständig. Alles, was einem andern einfällt, ist imstande mir wieder einzufallen. Und es ist kein Ende. Am besten, man fängt sich mit mir nichts an — wie die Leute sagen, die den Beruf haben, den die Journalisten verfehlt haben, deren Beruf die Literaturhistorikern verfehlt haben.

* * *

Welche kaum vorstellbaren Möglichkeiten das Sudelgewerbe bietet, zeigt die Affäre, die sich an die Sammlung für Elsa Lasker-Schüler geknüpft hat. Ist es ausdenkbar, daß in derselben Stunde, in der ich am Schreibtisch saß, um die Lüge zu zerstören, einer in Berlin, der dem Fall doch näher wohnt, am Schreibtisch saß, sie zu unterstreichen? Am 17. November erschien in der Fackel eine Notiz, die jetzt wiederholt werden muß, um bei den Schuldigen die Scham zu wecken und bei den Zeugen das Verständnis für die Schamlosigkeit:

Zu meinem psychoanalitischen Abenteuer sei mitgeteilt, daß nicht nur in dummen Witzblättern — in nichtwissenschaftlichen —, sondern auch in der ‚Zeitschrift des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller' lange nach der Aufklärung durch die Fackel, die Notiz fortwuchert: »Für Else Lasker-Schüler hatte ein Komitee von klangvollen Namen (Pauline Fürstin zu Wied, Helene Fürstin Soutzo, Selma Lagerlöf, Karin Michaelis, Richard Dehmel, Karl Kraus, Adolf Loos, Peter Nansen, Prof. Walter Otto nnd Arnold Schönberg) einen Aufruf erlassen. Das Ergebnis waren 11 Mark 5 Pf. Man wird diese Ziffer als ein Kulturdokument nicht verkessen dürfen.« — Der Aufruf war zuerst auf dem Umschlag von Nr. 366/67 der Fackel erschienen und ging von da in die Tagespresse außerhalb Wiens über. Sechs Wochen später ergab die Sammlung 4660 Kronen und in Nr. 370/71 wurde mitgeteilt, daß der Scherz durch die Tölpelhaftigkeit einer Berliner Zeitung entstanden war

Welche die Summe von 11 Mark, die ihr übermittelt wurde, besonders und auffällig ausgewiesen hat, anstatt den Empfang den Spendern brieflich zu bestätigen und stillschweigend die Summe der Sammelstelle (Prof. Otto) zu überweisen. Drei Monate später — viel dürfte wohl nicht mehr hinzugekommen sein — tauchte die Notiz im Fachblatt der Schriftsteller auf. Es weiß somit von der Existenz der Fackel genau so viel wie das im gleichen Verlag erscheinende ‚Literarische Echo'. Das deutsche Publikum, das die Wortführer dieser Fachjournalistik füttert, hat sich ja im Fall Lasker-Schüler nicht sehr angestrengt. Aber Ziffern, die sich berichtigen lassen, sind immerhin noch besserg Kulturdokumente als Zeitschriften, die die Wahrheit durch die Lüge berichtigen.

Am 15. November erschien im ‚Geistigen Eigentum' (Zeitschrift für Literatur und Pressewesen, Organ des deutschen Schriftsteller-Verbandes, des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins Urheberschutz, sowie des deutschen Schriftstellerinnen-Bundes (Organ der Vortrags-Vereinigung deutscher Künstler, mit der Beilage ‚Der bunte Abend', Charlottenburg, X. Jahrgang, Heft 4) das Folgende:

Ein Kulturdokument. In einer Schriftstellerzeitung findet sich folgende Mitteilung: »Für Else Lasker-Schüler hatte ein Komitee von klangvollen Namen einen Aufruf erlassen. Das Ergebnis waren 11·05 Mark. Man wird diese Ziffer als ein Kulturdoknment nicht vergessen dürfen.« — »Das ist«, so schreibt dazu der Türmer, »in der Tat ein Kulturdokument, aber in einem etwas anderen Sinne, als die Veröffentlicher meinen. Es zeugt: 1. Wie vollkommen gleichgültig die Gesamtheit des Volkes diesen Kaffeehausberühmtheiten gegenübersteht, die einem als Kulturbildner aufgeschwatzt werden sollen. Daß diese die »maßgebende Kritik« darstellenden Herrschaften zwar sehr freigebig mit Lorbeer, aber um so knauseriger mit ihrem Geldbeutel sind. Denn wenn die kritischen Lobhudler der Lasker-Schüler sich auch nur mit bescheidenen Gaben an der Spende beteiligt hätten, wäre ein anderes Ergebnis zustande gekommen. 3. In noch höherem Maße, als für die kritischen Lobredner, gilt das eben Gesagte für die Unterzeichner des Aufrufs. Es ist ja wunderbar bequem, andern Geldopfer als Kulturpflicht hinzustellen, sich selber nber mit einer Namensunterschrift zu begnügen, durch die man noch der eigenen Eitelkeit frönt. — Endlich aber offenbar sich hier aufs schroffste, welch roher und grober Unfug es ist, die Öffentlichkeit mit Dingen zu belästigen, die sie nichts angehen. Die Schriftstellerorganisationen sollten es sich zur Aufgabe machen, alle derartigen unwürdigen Betteleien unmöglich zu machen, statt sie noch zu unterstützen; denn nichts kann den Stand so schwer schädigen, wie diese Almosengesuche an die Allgemeinheit, die dadurch nicht besser werden, daß sie in hochmütigem Tone vorgetragen werden.« Diese Ausführungen des »Türmer« können wir Wort für Wort unterschreiben; sie decken sich zum Teil mit unseren Ausführungen über den »geschminkten

Stil«. Wir müssen uns dagegen wehren, daß uns Autoren, die ihre Talentlosigkeit mit krausen Worten aufputzen, die kein Mensch zu verstehen vermag, als Genies aufgeschwatzt werden. Der Vorgang zeigt auch, daß das deutsche Volk, das sich noch immer für Schiller, Goethe, Lessing, Uhland, Kleist, Heine, begeistert, von den modernen Kaffeehausdichtern nichts wissen will. Das zeugt von dem gesunden Urteil des deutschen Volkes, das im übrigen nicht nötig hat, gerade bei dieser Gelegenheit seine Freigebigkeit und Opferwilligkeit zu dokumentieren. Diese Opferwilligkeit hat es hundertfach bei großen würdigen Aufgaben bewiesen. Hier hat es eine Forderung abgelehnt, die gar nichts mit der Kunst und nichts mit den Interessen des deutschen Volkes zu tun hat, und die auch literarische Kreise ganz richtig als unwürdige Bettelei empfunden haben.

Was den Türmer betrifft, der ehedem ein Freiexemplar der Fackel erbeten hatte, so habe ich ihn wegen Langweile zurückgeschickt. Daß er auch frech sein kann, habe ich beim flüchtigen Gähnen nie bemerkt. Er ist eine der allerdümmsten deutschen Revuen und es ist natürlich ganz gleichgiltig, wie er über Else Lasker-Schüler denkt. Es ist auch gleichgiltig, daß er sich über die 11 Mark, die er einem Schmock geglaubt hat, seine Gedanken macht. Da ein anderes Ergebnis zustandegekommen ist, so sind seine Betrachtungen darüber, daß ein anderes Ergebnis zustandegekommen wäre, wenn die Lobhudler mehr gespendet hätten, überholt. Aber für die Bemerkung, daß es wunderbar begonnen sei, »sich mit einer Namensunterschrift zu begnügen, durch die man noch der eigenen Eitelkeit fröhnt«, muß er eins auf die Goschen bekommen. Er kann ja noch immer nicht wissen, ob und wieviel die Unterzeichner gespendet haben, es ist auch nicht nötig, es ihm auf die Nase zu binden, aber mit Jenen Spenden, die ich für ein Lügenmaul so bereit habe, bin ich gar nicht knauserig, sondern sehr freigebig, das kann er mir glauben. Von dieser Opferwilligkeit lasse ich gern auch etwas dem Fachblatt zukommen, das nichts anderes kann, als die Ausführungen Wort für Wort zu unterschreiben. Schreiben kann es nicht, aber eine Lüge unterschreibt es gern und einem Aufruf für einen Dichter unterzeichnet es prinzipiell nicht. Es ist ja auch hier wieder ganz gleichgiltig, wie solche Knechte über eine Lasker Schüler denken und ob ein Wisch, der im ‚Bunten Abend' Verse von Kaffeehausschwestern bringt, einen Künstler unter die Kaffeehausdichter rechnet. Aber die unsagbare Dreckigkeit, die in dem Glauben warm wird, daß das deutsche Volk seine Künstler verhungern läßt, es darin bestärkt

und ganz gewiß entsetzt sein wird, zu ersehen, daß es nicht einmal der Fall ist und daß für Else Lasker-Schüler fast 5000 Mark zustande gekommen sind. Kein Kulturdokument, sondern ein Fibelstück. Von solchem Pöbel, der die Interessen der deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen schützt, ist nicht zu erwarten, daß er eine erlogene Tatsache freiwillig berichtigt. Es ist auch schade um die Mühe, ihn zur Berichtigung zu zwingen. Es genügt, daß der Fall hier als eine Aussage über den Stand deutscher Sitte und deutschen Geistes von 1913 aufgehoben wird. Was hier vorliegt, ist Deutschlands geistiges Eigentum. Was hier beiliegt, ist Deutschlands bunter Abend.

* * *

Es gibt auch erfreuliche Übereinstimmungen. An dem Tage (17. November), an dem mein Satz im Druck erschien:

. . . . Nur so kann er, was nicht vorhanden ist, behaupten: sein Ich. Helden und Heilige darfs nicht geben, weil sonst am Ende der Schleim lebensüberdrüssig würde. Das Weibmaterial, das in einer Zerfallszeit nicht mehr imstande ist, Anmut zu bilden, fliegt in der Welt herum und taugt eben noch dazu, sich am Manne zu rächen. Das Weib analysiert den Mann, die Intelligenz den Geist, immer sie, weil sie nicht ist wie er. Und ihre Rache heißt: er sei wie sie.

erschien von Altenberg um 6 Uhr abend der Satz:

Jeder Mensch rächt sich an dem anderen für das, was an ihm unzulänglicher ist! Der Dicke an dem Dünnen, der Rohe an dem Sanften, der Langnasige an dem Stumpfnasigen, der Krummrückige an dem Geradrückigen! Und die Frau?! Die rächt sich überhaupt. An dem Mann, daß sie eine Frau ist!

Und noch erfreulichere Übereinstimmungen. An dem Tage (17. November), an dem ich den schwachen Versuch machte, die Individualität eines Adjektivkünstlers nachzuzeichnen, erschien um 6 Uhr abend ein leidenschaftlicher, taumelnder, lodernder, prasselnder, pittoresker und plastischer Unband von Adjektiven, gegen den meine Persiflage ein Schmarren ist und in dessen lärmendem, leuchtendem, glühendem, flammendem, monumentalem und musivischem Tumult eben noch zu erkennen war, daß vor Richard Dehmel noch nie »Menschliches, Allzumenschliches mit einer so grimmig ehrlichen Gebärde und nackten Offenheit« geschildert worden ist (so unbedingt, so schrankenlos und mit einer solchen Trunkenheit des Bekennens, Enthüllens, Verstehens etc.) und daß bei Dehmel »dieselbe scheue

Redlichkeit des Sagens‹ ist wie bei Hans Sachs‹ (die scheu und sorgsam wache, behütende, ratende, mahnende Männlichkeit, die fast etwas Mütterliches hat und immer etwas Greisenhaftes, einen Zug von klugem und resigniertem Über-den-Dingen-Stehen etc.). Freuen wir uns, daß es solche Übereinstimmungen und überhaupt so bunte Dinge noch gibt. Und täglich um 6 Uhr abend. Und gleich unter den Sätzen eines Altenberg. Und zwischen Berchtold und dem Wolf aus Gersthof. Und überhaupt.

* * *

Gourmands haben kürzlich im Berliner Tageblatt das folgende entdeckt und Briefträger mußten dran glauben.

HEUTE, Philharmonie 8¼ Uhr:
MAXIMILIAN HARDEN
„DER KRUPP–PROZESS"
Kart. Mk. 6, 5, 4, 3, 1,50 Bote u. Bock u. A. Wertheim. Abendk.

Architektenhaus. Gross. Saal. Heute, 22. Novbr., 8 Uhr:
Vorlesung Karl Kraus.
Aus eigenen Schriften.
Billets à Mk. 4, 3, 2, 1
bei A. Wertheim u. i. Architektenh.

Er hat auf den ersten Blick die größeren Themen und Preise. Ich habe dafür mehr ~~Gesicht~~punkte. Überall sind Sicherungen angebracht, daß Haus und Kraus und Saal und Schriften nicht einstürzen. Das ist vor solcher Übermacht nötig. Auch sonst waren Unterschiede. Ich las aus Desperanto, er sprach ganz unmaniriert. Ich hatte keine Glacéhandschuhe an. Trotzdem gab's diesmal keinen Widerspruch. Voriges Jahr stapfte ein Mann hinaus, der's nicht länger tragen wollte. Man erfuhr später, wer es gewesen sei. Ein Mann, der dem Harden viel verdankt. Und dieser ihm. Der Inseratenagent der ‚Zukunft'. Wie wunderlich! Und ich hatte doch nur gegen den Textteil etliches eingewendet. Heuer wohnte er einem andern Vortrag bei, und ich konnte in Ruhe Beschwerde führen, wie schwer sich jene Rubrik der ‚Zukunft' lese, die der Inseratenagent nicht redigiert. Er, nur er allein vermöchte zu sagen, warum das Berliner Tageblatt Herrn Harden den Vorzug vor mir gegeben hat. Auf die Pfennige könnte

er es ausrechnen, wen es lieber hat. Die Einheit der Zeit und des Ortes ist ein Kuriosum, das von zweien nur einen kränken dürfte. Die Einheit der Handlung ist nicht gewahrt. Denn es ist vor allem ein Unterschied, ob ein Schriftsteller den Leuten für Geld nur zeigt, wie sie aussehen, oder ob ein Politiker sich für Geld sehen läßt. Von allen anderen Unterschieden im Text- und Inseratenteil abgesehen.

* * *

Gourmands hatten schon vorher in der Neuen Freien Presse, am 15. November, die folgende Entdeckung gemacht, und Briefträger hatten das Laufen.

Firmaprotokollierungen.

Im Handelsregister des k. k. Handelsgerichtes Wien wurden vollzogen:

Am 10. Oktober 1913.

Eintragungen von Firmen von Einzelkaufleuten und Gesellschaften:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien (15), Schanzstraße 2, Berthold Eigner, Herrenkleiderhandel und Touristenausrüstung: J.: Berthold Eigner, Kaufmann in Wien.

Wien (3), Hintere Zollamtsstraße 3, „Die Fackel". Herausgeber Karl Kraus. J.: Karl Kraus, Herausgeber der Zeitschrift „Die Fackel" in Wien. F.-Z. erfolgt in der Weise, daß der J. unter dem vorgeschriebenen oder vorgedruckten Firmenwortlaut eigenhändig seinen Vor- und Zunamen schreibt.

Wien (17), Steinergasse 11, Max Ledermann. Handel mit Maschinen, Maschinenbestandteilen und Zubehör. J.: Maximilian Ledermann, Kaufmann in Wien.

Das Leben ist also nicht so einfach wie man glaubt. Ich bin es wirklich. Maximilian Ledermann ist auch kein Pseudonym Das letzte Heft mit meiner Beschwerde darüber, daß ich höchstens hin und wieder mit einem Aphorismus im Annoncenteil der Neuen Freien Presse erscheine, aber sonst es nicht und nicht erreichen kann, war schon im Druck, als obige Überraschung eintrat. Ja, das ist ja schön! Das ist ja mehr, als ich mir je verlangt hätte?! Ich hätte mirs aber denken können. Denn das Handelsgericht hatte nach fünfzehn Jahren entdeckt, daß ich ›das Gewerbe einer Herausgabe der Druckschrift ‚Die Fackel' betreibe.‹ Es rief mir zu: ›Sie sind somit als Kaufmann anzusehen‹. Das bedeutete: es ist eine Stempelgebühr zu zahlen und ein Weg in die Riemergasse zu machen, gleich neben der Schulerstraße, wo die mehr geistigen Betriebstätten etabliert sind. Meine Beziehungen

zum Staat sind spärlich. Einmal in fünf Jahren zeitlich aufstehen müssen, warten und spät drankommen: aha, das ist der Staat. Sonst ist nichts geschehen und deshalb, weil das Handelsgericht ~~fünfzehn Jahre~~ zu einer Erkenntnis gebraucht hat, darf man nicht etwa glauben, daß mit dem Verlag der Fackel etwas vorgegangen sei, was die Leser der Neuen Freien Presse eine Transaktion nennen. Richtig — wie verschweige ich's ihr? Eine Verpflichtung, die Firmaprotokollierungen zu drucken oder vollständig zu drucken, besteht, wie mir der Beamte sagt, für sie nicht. Ich hätte es ihr gern erspart; denn es ist mir selbst lästig. Nachdenkliche zerbrechen sich jetzt den Kopf, wie viel er mit den Vorlesungen verdient. Daß die Fackel ein Geschäft ist, haben sie längst erraten. In diese Interessensphäre durch einen amtlichen Zufall gepreßt zu werden, ist scheußlich. Es ist geschehen. Und man kann leider weder glauben, daß die Neue Freie Presse durch jene Unachtsamkeit, die sie kürzlich auf die Jagd nach einem weißen Biber geführt hat, zu der Publikation gekommen ist, noch daß sie sie aus Bosheit besorgt hat. Die traurige Wahrheit ist vielmehr, daß sie's bewußt und ehrlich getan hat und daß sie mich eben ernst zu nehmen beginnt. »Sie sind somit als Kaufmann anzusehen.« Das ändert die Sache gewaltig. Von Literatur kann natürlich keine Rede sein. Aber wenn man endlich nach fünfzehnjähriger Arbeit im Geschäft, im Niederreißen, egal, Geschäft ist Geschäft, also wenn man es so weit gebracht hat, daß man eine protokollierte Firma geworden is . . sss . . Kleinigkeit was er verdienen muß bald wird er sich zur Ruh setzen können — sehn Sie, das is Deutsch!

* * *

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, ~~am~~ 19. November:

I. Zeitgenossen der Fackel (Aus der Briefsammlung 1899—1914) mit Vorwort / Der Biberpelz / Gegen Schlußsteinlegungen bin ich auch; Die Sprache der Konzertagentur; Verleihungen und Ernennungen; Dryaden gesucht; In Ischl; Die Berge, die Eltern und die Gefahren; Das Organ des Auswärtigen Amtes; Representative men / Der Neger II. Die mit dem Tod intim sind; Kompagnons / Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Die nächste Wiener Vorlesung findet Dienstag, den 16. Dezember im Kleinen Musikvereinssaal statt.

*

Zur Vorlesung aus »Zeitgenossen der Fackel«:

Bald werden es fünfzehn Jahre sein, daß es die Fackel gibt, und zu diesem Anlasse wird ein Buch erscheinen, von ihrem Echo geschrieben. Die Zeit erhält das Wort — so will es die Gerechtigkeit. Die Zeit darf antworten, und da sie fünfzehn Jahre Zeit hatte, Briefe zu schreiben, so hat sie deren 30.000 geschrieben, und alle habe ich gelesen. Davon werden 300 delegiert, Haß und Liebe und Banalität und Irrsinn zu vertreten. Ich habe alles überstanden und in meinem Briefkasten ist es ~~oft~~ wilder zugegangen als an meinem Schreibtisch. Ich wollte, ich wäre

ahnungslos in all der Zeit gewesen wie der Briefträger, jenes im Mißbrauch gleichmütigste Instrument der Zeit, das mit derselben Hand mir Gruß und Fluch überwies. Die Zeit, die kein Geheimnis kennt, hat auch kein Briefgeheimnis. Sie hatte es nicht vor mir und ich habe es nicht vor ihr. Zur Ehre jener, die mich geschmäht haben, sei es gesagt, daß sie es fast alle anonym taten. Jetzt, in der Kette, wird es möglich sein, ihren Namen auf die Spur zu kommen, und dann werde ich ihnen danken können. Sie haben sich keinen Zwang angetan und ein Werk schaffen geholfen, das restlos ausdrücken wird, wie zwischen 1899 und 1914 Zeit und Land beschaffen waren.

*

Berlin, im großen Saal des Architektenhauses, 22. November:

I. Mir schwirrt der Kopf; Die Welt der Woche; Was wir hoffen; Der kleine Brockhaus; Wir haben es besser; Aphorismus von den Dummköpfen; Kokoschka und der andere; Kompagnons / Die neue Art des Schimpfens II. Den im Grunewald / Die Sprache der Konzertagentur; Wenn Herr Harden glaubt; Der Sadist; Ein Satz; Der liebe Gott; Das kommt von den Vorurteilen; In der Werkstatt; In Ehrerbietung; Es ist nicht wahr . . .; Pfleget den Fremdenverkehr / Der Neger III. Tod und Tango. — Weiße Frau und schwarzer Mann / Der sterbende Mensch.

Dresden, im kleinen Saal des Künstlerhauses, 25. November:

I. Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Plakate II. Ostende, erster Morgen; Die Welt der Woche; Der kleine Brockhaus; Wir haben es besser; Schlichte Worte; Wenn Herr Harden glaubt; Die Sprache der Konzertagentur; Den im Grunewald; Der Deutlichkeit halber; Was ham S' gsagt; Von den Dummköpfen; Gefährlich; Ein Satz; Pfleget den Fremdenverkehr; Nicht auszudenken / Der Neger. — Tod und Tango.

Prag, im Central-Saal, am 28. November:

I. Ein weitverbreitetes Mißverständnis; Militanten / Die Kinder der Zeit / Die Welt der Woche; Die Sprache der Konzertagentur; Wir haben es besser; Was ham S' gsagt; Der liebe Gott; In Ehrerbietung; Kompagnons; Von den Dummköpfen / Titanic II. Nicht auszudenken; Pfleget den Fremdenverkehr; Eine Kollektion Ansichtskarten / Die Schuldigkeit / Tod und Tango / Der Neger III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

In Berlin, wo keine Zeitung geladen wurde, hat eine, die antisemitische ‚Staatsbürger-Zeitung' (30. Nov.) berichtet:

Einem witzigen Spötter erwarteten wir zu begegnen, und vor uns trat ein Ungeheuerlicher. Man muß an ägyptische Königsmasken denken angesichts dieser schneidenden Grausamkeit, in der nichts Niedrigeres sich verbirgt, dieser gehämmerten Erscheinung fanatischer Verachtung, aus der durch alle überlegene Eleganz des Hohnes ein überwältigender Kulturwille spricht. Er wendet sich gegen das Halbe und Hemmende, am schärfsten gegen die Kulturheuchelei, ob sie nun Harden, Richard M. Meyer, Frauenbewegung, Presse oder Wien heiße; nicht, den Feind erkannt zu haben, zeichnet ihn aus, die lückenlose Geformtheit des

Angriffs packt, packt den Hörer ganz anders als den Leser der ‚Fackel'. Im verdunkelten Saal des Architektenhauses saß vor einer beschämend kleinen Menge Begeisterter Kraus unter dem scharfen Licht der Pultlampe und hieb mit jedem haßerfüllten Wort auf die Zeit ein. Eruptiv und wie gebändigte Krämpfe des Abscheus, geläutert zu blitzenden Beilen, kamen die Worte hervor, von unheimlicher Wirkung durch die harte Gemessenheit, unter der fühlbar die Empörung sich bäumte.

So bekommt er etwas Heroisches, das ihn von den vielen gescheiten Anwälten der Kultur abrückt. Wohl ergötzt oft die lächelnde Fechtkunst, die sich keine Blöße gibt und jede des Gegners kaltblütig ausnutzt, aber dieses ästhetische Behagen verblaßt ebenso wie ein gewisses Mißbehagen, wenn Kraus sich in sein Opfer allzusehr verbeißt und zu lang an ihm herumzerrt, so daß die Intensität des Bisses verloren geht. Es bleibt das Erleben, wenn sich dieser Haß, geformt nach ihm wesentlichen Gesetzen, entlädt, daß man die Zähne knirschen hört. Man kann seine Form nicht absondernd betrachten, denn sie ist der Inhalt. Sich so aller sprachlichen Statisterie entledigen zu können und eine so differenzierte Waage für das Gewicht jedes Wortes und jeder Pause zu besitzen, heißt wohl: ein Dichter sein. Einen Dichter auch vernahm man aus einer polemischen Ballade und einem philosophischen Gedicht dramatischer Form, die den Schluß des wertvollen Abends ausmachten, Dichter auch im Sinne der Verskunst.

dt.

Die Bemerkung von der beschämend kleinen Menge ist unrichtig. Zweihundert Leute durch die Anzeige auf dem Umschlag der Fackel und ein paar Annoncen zu versammeln beweist schon etwas für die Entbehrlichkeit redaktioneller Hilfe. Graz, das eine österreichische Ausnahme war, habe ich mir in einer der angenehmsten Stationen verwandelt, die Kritik — ohne Gnadengehalt — pensioniert und die Ruhe eines Kirchhofs wiederhergestellt. Dresden werde ich zeitlebens für das Gegenteil von Pola halten. Für das Gegenpola der Menschlichkeit. Ich mache ja als Vorleser oft die Erfahrung, daß die Leute, wenn man ihnen nicht sofort mit der »Chinesischen Mauer« auf den Kopf schlägt, »Traum ein Wiener Leben« für einen Spaß ansehen, den sie, weil es dazu ein lokaler Spaß ist, auch nicht verstehen. Aber andererseits hemmt das Gefühl, daß gleich in der ersten Reihe Dresdner sitzen, den Entschluß, ihnen die »Chinesische Mauer« vozulesen. Und die Leute, die in der österreichischen Provinz über mich schreiben, brauchten nicht an und für sich ehrliche Privatleute zu sein, um kulturell von den Spießern oder Schiebern abzustechen, die in Norddeutschland meistens zum Urteilen ausgeschickt werden. Die ‚Staatsbürger-Zeitung' wird hier als Pendant zu sich selbst zitiert. Sie war es, die im Vorjahr »den bekannten Heinrich Binder«, auf den sich die ‚Ostdeutsche Rundschau' — vgl. Nr. 366/67 — berief, mich als »urechten Weaner mit viel Schmalz, viel Hamur, viel Dulföh« beschreiben ließ. ~~Ja, der Redaktionsbetrieb!~~ Vermutlich wird jetzt ein Leser etwas wissen wollen, wie jener, der mich fragte, warum ich die Kritiken der ‚Reichspost' »mit Behagen« abgedruckt habe. Ein anderer fragte mich ~~natürlich~~ warum ich die der

‚Arbeiterzeitung' mit Behagen abgedruckt habe. Und keiner von den beiden kann zuverlässig wissen, ob ich es mit Behagen getan habe, wiewohl er wissen sollte, warum ich es getan habe. In Zweifelsfällen aber wäre es immer am besten, für das, was ich tue, mir die Verantwortung zu überlassen, und wenn möglich zu glauben, daß ich den Zustand des Nichtbesprochenseins ersehne, aber so gern ich möchte, nicht durch ein Totschweigen der Presse herbeiführen kann. Für Berlin habe ich dem Unfug ein Ende gemacht und aus der Tatsache, daß das Berliner Tageblatt im Vorjahre den Sportredakteur gegen mich aufgeboten hat, den Veranstalter die Konsequenzen ziehen lassen. Es ist wirklich nicht einzusehen, wie man dazu kommt, in einem eindrucksfähigen Saal auf Freiplätzen Fremdkörper sitzen zu lassen und am andern Tag eine schöne Erinnerung durch Lümmel belästigt zu sehen, die ~~kaput zu machen~~ notwendig, aber doch zeitraubend ist. Die Zeitungen haben die Pflicht, eine Tatsache anzukündigen. Wenn sie das ohne Freikarten nicht tun, ~~bekommen~~ sie welche. Wenn sie aber glauben, daß diese zu einem Urteil verpflichten oder gar berechtigen, so wird auch auf die Notizen verzichtet und dafür inseriert, was ihnen gewiß angenehmer sein dürfte. In Dresden also schrieb einer das Endgültige:

Der Wiener Schriftsteller Karl Kraus genießt in dem engeren Bezirk seines journalistisch satirischen Wirkens den Ruf eines schrecklichen Drachentöters. Nun hat man ihn am Vorlesetisch im kleinen Saale des Künstlerhauses gesehen und findet ihn gar nicht so wild und fürchterlich. Ein klarer, heller Kopf mit satirischer Veranlagung, der die Angriffsflächen des öffentlichen, kommunalen und politischen Lebens mit Pfeilen spickt. Den Wienern mag wohl manchmal die Haut jucken. Aber etwas Dämonisches und Abgründiges ist nicht in seiner ganzen Art zu entdecken. Seine feuilletonistische Begabung hat einen veralteten Zug, er walzt seine Ideen allzu breit aus und bringt sich durch die Häufung von mehr oder minder satirischen Einfällen um die Wirkung. Ihm fehlt das Maß, das auch bei der Entfaltung sogenannter »Bosheit« nötig ist. Am meisten ähnelt seine Art der des Spötters Saphir, der ja immer für gefährlicher gehalten wurde, als er wirklich war. Die Gaben, die Kraus in einer zweieinhalbstündigen Vorlesung bot, waren nicht alle gleich. Die Satire auf das Wiener Verkehrsleben, mit der er begann, ist amüsant und jedenfalls in ihren wesentlichen Zügen zutreffend. Sehr belacht wurde die »erzieherische Wirkung des Plakats«, obwohl man sich nicht verhehlte, daß die Fassung etwas an einen geschickt gemachten Varietévortrag erinnerte. Stärker und in ihrer Art künstlerischer waren einige kleine Stücke, zu denen mancherlei Lebenserscheinungen und öffentliche Charaktere der Satire nicht unberechtigten Anlaß gegeben hatten. Kommunale Satiren von rein Wienerischer Färbung können natürlich nur an Ort und Stelle ihre volle Schlagkraft haben. Einseitig erschien der Standpunkt, den Kraus in der Neger-Satire einnahm, hier trat jedoch etwas von der »Wildheit« des Verfassers hervor. Eine vortreffliche Gliederung des

Vortrags, musterhafte Aussprache erhöhten den Effekt der einzelnen Sächelchen. Man hat in diesem Wiener, dem die Zustände seiner Heimat so viel Stoff zu bitteren Betrachtungen gaben, einen geschickten, von polemischem Geist erfüllten Journalisten kennen gelernt, an dessen Wirkung auch auf einen großen Zuhörerkreis nicht zu zweifeln ist. hg.

Er verzichtet. Denn in Sachsen gehen die Löwen ins Hotelzimmer, sie sind gar nich emál so dämonisch, wie man immer geheert hat, aber hinterdrein wern se doch von den Schutzmännern erschossen. In der ersten Zwischenpause trat ein Mann starren Auges auf mich zu und sprach: »Bespetteln Se hier die Wiener Verhältnisse oder die esterreichischen Verhältnisse im Allgemeenen?« »Was soll das?« rief ich. »Ich bin Sie nämlich vom Anzeiger geschickt.« »Dann würde ich Ihnen den Rat geben, anzuzeigen und nicht zu urteilen, sich auf die sinnlich wahrnehmbaren Tatsachen zu beschränken: ob der Saal voll war und ob das Publikum applaudiert hat.« Welch ein Beruf! Ich bespettle die Verhältnisse im Allgemeenen, aber hier wurde ich ernst. Und am übernächsten Tag war zu lesen:

Vergangenen Dienstag stellte sich uns im Künstlerhause ein Wiener vor, den wir bald als anregenden Plauderer und sinnigen Spötter kennen lernten. Seine erste Vorlesung Der Traum, ein Wiener Leben, erinnerte im Aufbau mit seinen grotesken Formen an Ettlingers Fräulein Tugendschön. Für den, der die österreichischen Verhältnisse nicht genau kennt, war es schwer, Karl Kraus durch seine wüste Traumphantasie zu folgen. Hinter einem scheinbar grausigen Wirrwarr verbarg sich aber grimmiger Spott. Auch über das Reklameunwesen hatte er seinen beißenden Hohn ergossen und all die Schlagwörter zu einer großen Groteske zusammengeballt. Im zweiten Teil seines Vortragsabends tischte uns der Herausgeber der Wiener Fackel allerhand Geschichten und Geschichtchen auf, satirische Randglossen zu den Schwächen unserer Zeit. Es war ein Genuß besonderer Art, dem mutigen Bekämpfer der heutigen Unvernunft in seinen Vorträgen zu folgen. Reicher Beifall belohnte ihn, besonders dann, wenn er weniger österreichische als allgemeine Mißstände geißelte. K.-H. G.

Also mit den allgemeenen gings zur Not. Dagegen nahm auf die Wiener Mißstände ein dritter Kritiker Bedacht, ein ehemaliger Wiener Literat, dem ein ganz geschickter Ausgleich zwischen seinem avancierteren Urteil und seinen besseren Beziehungen gelang:

Karl Kraus, den man seiner Herkunft nach immerhin einen Wiener nennen muß, las gestern im kleinen Künstlerhaussaale aus seinen Werken vor. Zu ihrem Verständnis wird wenigstens einige Vertrautheit mit der Atmosphäre Wiens vorausgesetzt, denn Karl Kraus ist der frenetischeste Widersacher seiner Landsleute, dieses ganzen Menschenschlags, der Behörden, der Kulturschlamperei, und geht bei seinen Betrachtungen, wie gebannt, zumeist von ihnen aus. Wer solche Vertrautheit zu seinen Vorträgen nicht mitbringt, fühlt sich doch durch ein impetuoses Temperament hingerissen und mitunter sogar vor Visionen

von dichterischer Kraft gestellt, etwa bei der Schilderung der tobsüchtig ausbrechenden Trauer eines Negers am Grabe seines weißen Herrn, bei der Gegenüberstellung einer verurteilten alternden Totschlägerin und eines freigesprochenen Mörders (und Tangotänzers). Hier ist der Boden der Satire längst verlassen und eine erhabenere Sphäre erreicht. Hier erkennt man, daß eine Linie von Nestroy über Kürnberger auf Karl Kraus führt. Seine Satire, übrigens auch ein Wiener Gewächs und von Daniel Spitzer nicht unbeeinflußt, mischt dagegen Reines mit Unreinem, Persönliches mit Typischem, Symptomatisches mit Zufälligem allzu sehr, als daß sie sich immer über lokal erklärliche Boshaftigkeit erheben würde.

c. h.

Gutgut. Aber wenn ich die Wahl habe, an Nestroy, Kürnberger, Spitzer oder Saphir zu erinnern, so entscheide ich mich doch für Ettlinger. In jedem Publikum sitzen Dresdner. Aber in Dresden sind deren zu viele. So daß der große Erfolg, der sich zum Schlusse selbst vor den Schakalen in der Wüste einstellen müßte, kaum befriedigt.

In Prag war es schöner. Dort schloß einer, der seines Wesens kein Journalist ist, mit dem Satz:

. . . . deren jedes Witzwort doch die Beziehung zum Ganzen seiner Weltanschauung ahnen läßt, die im Grunde so wenig negierend ist, daß sie in der ruhigen Verehrung des Unerforschlichen ihr Höchstes sieht; und die durch den Zwang, dieses Elementare immer wieder vor Belästigung schützen zu müssen, ihren aggressiven Ausdruck erhält.

* * *

Seit etwa einem Jahr sind in verschiedenen Revuen und Zeitungen — deutsch, böhmisch, ungarisch — zahlreiche Aufsätze über die Fackel und die Bücher erschienen, die hier — zur Ergänzung der gegen mich gefälschten Statistik des ‚Literarischen Echo' — auch nicht einmal mehr erwähnt werden können. Von wichtigeren Publikationen der letzten Zeit: ‚Der Brenner', IV. 4. Jörg Lanz von Liebenfels: Kraus und das Rassenproblem. ‚Le cahiers d'aujourd'hui', Paris, Oktober 1913: Aphorismen, übersetzt und eingeleitet von Prof. Marcel Ray:

Karl Kraus, qui est sans doute le meilleur prosateur allemand de notre époque, vit à Vienne et n'en peut mais. Il y rédige à lui tout seul, depuis quinze ans, une petite revue sans apparence, „La Torche" (Die Fackel) dont on se disputera dans quinze ans les exemplaires. Les journaux viennois, qu'il a souvent flagellés, l'ignorent systématiquement et n'impriment jamais son nom. Mais quand Karl Kraus, qui est un lecteur incomparable, récite publiquement ses oeuvres, la salle est pleine jusqu'au dernier banc. Et la "Torche" se vend chaque mois jusqu'au dernier exemplaire. C'est un miroir de poche où les Viennois aiment à reconnaître leurs grimaces.

On peut trop aimer, on peut n'aimer point la paysage sinueux, la molle atmosphère et la grâce vulgaire de Vienne. Mais les arbres qui prennent racine dans ce terrain meuble et inconsistant poussent haut. Mozart, Beethoven y ont vécu sans concessions, sans gloire, sans bonheur.

ils y ont vécu. Sur ces fières figures Karl Kraus règle sa vie solitaire et hautaine.

Si les quelques aphorismes que j'extrais aujourd'hui de ses oeuvres ne suffisent pas à le faire avantageusement connaître, qu'on s'en prenne à moi, non à lui, et qu'on veuille bien, en attendant mieux, méditer la dernière des pensées que j'ai traduites.

Der Übersetzung von vierundzwanzig Aphorismen ist eine Reproduktion der letzten Porträt-Zeichnung von Kokoschka angeschlossen.

‚Bookman', New-York, Oktober 1913, von A. v. Ende:

. . . . It was general and spontaneous, touched upon many subjects and echoed with many names, among which the most frequently heard were those of Peter Altenberg, Arnold Schönberg, Oscar Kokoschka and Karl Kraus.

At mention of the latter name the average Vienna citizen is likely to exclaim: "Ach, der Fackel-Kraus!"—this being the limit of his knowledge. The resident with some pretence of being well informed may add: "Der-Narr!" But to men and women of independent judgment Karl Kraus, the editor of *Die Fackel* (*The Torch*), is one of those sublime "fools" frome the ranks of which come the champions, the heroes and the martyrs of truth and justice. As such he is recognised by Germany's greatest writers, Dehmel, Thomas Mann, Frank Wedekind and others. Fifteen years ago his little magazine for the first time threw its glaring flashlight upon the Hydra of journalistic corruption in Vienna and made the malefactors writhe and turn upon him in frantic wrath. It speaks for the moral fibre of the man that no amount of persecution hat hindered him from continuing that fight, which he gradually directed against everything in the social structure and in municipial management that was a disgrace to modern humanity. The little one-man magazine has found its way upon all news-stands of Austria and Germany, and the author of it has made for himself a unique reputation as a writer and as a speaker. When a lecture by Kraus is announced in any Germanspeaking community, the auditorium is crowded, and when he appears upon the platform, his face illumined with the eyes of a seeker and the fearlessness of a fighter for an ideal, there is reverence in the silence which falls upon the audience. He has the oratory of the old prophets of his race and the earnestness and fervour reflected in the unforgettable head of Michael Angelo's Moses. To meet the man whom the choicest minds among his contemporaries consider the greatest ethical force in German letters to-day, and one of his Viennese colleagues calls the conscience of our time, was a great temptation. But the man who is so much in the public eye is in his private life of an almost morbid reserve, and beyond a few intimate friends, is personally unknown to the wide circle of admirers which he has won trough his books of aphorisms, keen-edged like blades of Damascene steel, yet coming down with the force of a sledge-hammer, and essays, plain and unadorned in diction, yet radiant with the light of genius.

* * *

Die Erscheinung Georg Trakls wird von Karl Borromäus Heinrich (in einer Beilage zum ‚Brenner') so erfaßt:

Oh über den Duft der stillen Nachmittage und langen Winternächte, die wir, süßen Rotwein trinkend, zusammen verbracht haben! Welche Anmut fand sich hinter dem rauhen Mantel des Einsamen! Welche Güte, schamhaft verborgen, unter der Herbheit männlichen Wortes! Welche Windstille eines gottergebenen Gemüts hinter der schützenden Mauer des Grolles und der Abwehr der Menschen! Welche Begeisterung hinter dem Anschein ruhiger Bedachtsamkeit und kühlen Verstandes! Welches höhere, vergeistigte Mitleid hinter dem zornigen Tadel! Welche Fähigkeit zu leiden und welche Bereitschaft, hinter versteinerter Miene, hinter rätselhaften Blicken ins Weite! Und welche Ausdrucksfülle, welche Melodik und Modulation in tönenden Bildern!

Da war es durchaus der Dichter, der mit milder Souveränität des Geistes herrscht über seine Welt und was sie innerlich angeht.

In jenen Tagen sann er seinem Gedichte »Helian« nach. In ihm fand er, harmonischer Ergebenheit voll, den reinsten, ganz harmonischen Zusammenklang seiner Bilder, in unvergänglichen Versen, deren »gerechtes Anschaun« noch vieler Menschen Seele erfreuen wird. Ich weiß es voraus und sage es jedem auf den Kopf zu; denn ich habe ein Gefühl für das unvergängliche. Die Dichter a la mode und die Bücher des Jahres schwinden mit der Mode und mit dem Jahr dahin, weshalb ich sie gern übersehe; aber was die in hundert und zweihundert Jahren lesen und entdecken werden, davon entgeht mir nicht leicht etwas....

Von diesem Gedicht aus hatte ich einen tiefen Blick in die Seele des Dichters tun können, deren tiefste Vision der Helian darstellt: so tief wie sie eben sein muß, um ein solches Schicksalsgedicht, unter dessen Zeichen sein Dichter geboren ist und welches zu schreiben zu seiner tragischen, aber grandiosen Bestimmung gehört hat; das auch zugleich eine Offenbarung über das Hinsterben des Abendlandes darstellt und über die reiche versinkende Schönheit seines Unterganges, wie sie nur durch den Mund dieses Dichters laut werden konnte; eine Offenbarung, die aber, einmal laut geworden, auch einmal für immer der Welt gehört. Denn im Helian hat ein »Zurückgekehrter von traurigen Pilgerschaften« sein und seines Geschlechtes persönliches Schicksal so europäisch erlebt und hingestellt, daß jeder im Innersten davon ergriffen wird: weil es eben jeden Europäer irgendwie angeht. Demgemäß reicht auch der formale Reichtum, der sich im Helian erschließt, von entferntesten Vergangenheiten bis zum Ende des Geschlechts; er hat eine lange geistige Tradition.

Ja, den »Helian« wird man lesen. Vorher freilich muß vieles zugrunde gehen, nicht nur was die Zeitgenossen lesen, sondern auch das Allermeiste von dem was sie tun. Die Gottheit muß sich unserm Geschlecht, dessen intellektueller Hochmut und geistige Armut gleich groß sind, erst auf eine unsanftere Weise offenbaren, bis wieder ein reiner Boden unter den Menschen bereitet ist wo der Gottheit sanftere Botschaft durch den Geist des Dichters von den Hörern mit Andacht vernommen wird. Helian hat Zeit, bis dahin und noch länger.

Der Übersetzung von vierundvierzig Aphorismen ist eine Reproduktion der letzten Porträt-Zeichnung von Kokoschka angeschlossen.

Bookman', New-York, Oktober 1913, von A. v. Ende:

.... It was general and spontaneous, touched upon many subjects and echoed with many names, among which the most frequently heard were those of Peter Altenberg, Arnold Schönberg, Oscar Kokoschka and Karl Kraus.

At mention of the latter name the average Vienna citizen is likely to exclaim: "Ach, der Fackel-Kraus!"—this being the limit of his knowledge. The resident with some pretence of being well informed may add: "Der-Narr!" But to men and women of independent judgment Karl Kraus, the editor of *Die Fackel* (*The Torch*), is one of those sublime "fools" frome the ranks of which come the champions, the heroes and the martyrs of truth and justice. As such he is recognised by Germany's greatest writers, Dehmel, Thomas Mann, Frank Wedekind and others. Fifteen years ago his little magazine for the first time threw its glaring flashlight upon the Hydra of journalistic corruption in Vienna and made the malefactors writhe and turn upon him in frantic wrath. It speaks for the moral fibre of the man that no amount of persecution hat hindered him from continuing that fight, which he gradually directed against everything in the social structure and in municipial management that was a disgrace to modern humanity. The little one-man magazine has found its way upon all news-stands of Austria and Germany, and the author of it has made for himself a unique reputation as a writer and as a speaker. When a lecture by Kraus is announced in any Germanspeaking community, the auditorium is crowded, and when he appears upon the platform, his face illumined with the eyes of a seeker and the fearlessness of a fighter for an ideal, there is reverence in the silence which falls upon the audience. He has the oratory of the old prophets of his race and the earnestness and fervour reflected in the unforgettable head of Michael Angelo's Moses. To meet the man whom the choicest minds among his contemporaries consider the greatest ethical force in German letters to-day, and one of his Viennese colleagues calls the conscience of our time, was a great temptation. But the man who is so much in the public eye is in his private life of an almost morbid reserve, and beyond a few intimate friends, is personally unknown to the wide circle of admirers which he has won trough his books of aphorisms, keen-edged like blades of Damascene steel, yet coming down with the force of a sledge-hammer, and essays, plain and unadorned in diction, yet radiant with the light of genius.

* * *

Die Erscheinung Georg Trakls wird von Karl Borromäus Heinrich (in einer Beilage zum ‚Brenner') so erfaßt:

.... Oh über den Duft der stillen Nachmittage und langen Winternächte, die wir, süßen Rotwein trinkend, zusammen verbracht haben! Welche Anmut fand sich hinter dem rauhen Mantel des Einsamen!

Welche Güte, schamhaft verborgen, unter der Herbheit männlichen Wortes! Welche Windstille eines gottergebenen Gemüts hinter der schützenden Mauer des Grolles und der Abwehr der Menschen! Welche Begeisterung hinter dem Anschein ruhiger Bedachtsamkeit und kühlen Verstandes! Welches höhere, vergeistigte Mitleid hinter dem zornigen Tadel! Welche Fähigkeit zu leiden und welche Bereitschaft, hinter versteinerter Miene, hinter rätselhaften Blicken ins Weite! Und welche Ausdrucksfülle, welche Melodik und Modulation in tönenden Bildern!

Da war es durchaus der Dichter, der mit milder Souveränität des Geistes herrscht über seine Welt und was sie innerlich angeht.

In jenen Tagen sann er seinem Gedichte »Helian« nach. In ihm fand er, harmonischer Ergebenheit voll, den reinsten, ganz harmonischen Zusammenklang seiner Bilder, in unvergänglichen Versen, deren »gerechtes Anschaun« noch vieler Menschen Seele erfreuen wird. Ich weiß es voraus und sage es jedem auf den Kopf zu; denn ich habe ein Gefühl für das Unvergängliche. Die Dichter a la mode und die Bücher des Jahres schwinden mit der Mode und mit dem Jahr dahin, weshalb ich sie gern übersehe; aber was die in hundert und zweihundert Jahren lesen und entdecken werden, davon entgeht mir nicht leicht etwas.

.... Von diesem Gedicht aus hatte ich einen tiefen Blick in die Seele des Dichters tun können, deren tiefste Vision der Helian darstellt: so tief wie sie eben sein muß, um ein solches Schicksalsgedicht zu schreiben, unter dessen Zeichen sein Dichter geboren ist und welches zu schreiben zu seiner tragischen, aber grandiosen Bestimmung gehört hat; das auch zugleich eine Offenbarung über das Hinsterben des Abendlandes darstellt und über die reiche versinkende Schönheit seines Unterganges, wie sie nur durch den Mund dieses Dichters laut werden konnte; eine Offenbarung, die aber, einmal laut geworden, auch einmal für immer der Welt gehört. Denn im Helian hat ein »Zurückgekehrter von traurigen Pilgerschaften« sein und seines Geschlechtes persönliches Schicksal so europäisch erlebt und hingestellt, daß jeder im Innersten davon ergriffen wird: weil es eben jeden Europäer irgendwie angeht. Demgemäß reicht auch der formale Reichtum, der sich im Helian erschließt, von entferntesten Vergangenheiten bis zum Ende des Geschlechts; er hat eine lange geistige Tradition.

Ja, den »Helian« wird man lesen. Vorher freilich muß vieles zugrunde gehen, nicht nur was die Zeitgenossen lesen, sondern auch das Allermeiste von dem was sie tun. Die Gottheit muß sich unserm Geschlecht, dessen intellektueller Hochmut und geistige Armut gleich groß sind, erst auf eine unsanftere Weise offenbaren, bis wieder ein reiner Boden unter den Menschen bereitet ist, wo der Gottheit sanftere Botschaft durch den Geist des Dichters von den Hörern mit Andacht vernommen wird. Helian hat Zeit, bis dahin und noch länger.

28

Nachts

Daß ich gichtisch bin, will ich denen, die an meiner Gesundheit zweifeln, zugeben. Aber daß ich dann auch das kommende Gewitter spüre, das lasse ich mir nicht in Abrede stellen!

*

Was ist denn das nur, daß die Zeit sich einbildet, die Entwicklung habe es auf sie abgesehen gehabt und ihr zuliebe müßten nun Leben und Schule auf den Kopf gestellt werden? Die Daseinsbedingungen, die das Entstehen von Leuten wie Goethe, Jean Paul und Herder nicht gehindert haben, werden verworfen, wenn der Sohn eines Kommerzialrats herangebildet werden soll, um dereinst die Firma zu übernehmen, und ein Geschlecht von Kröten spottet der Mühsal, durch die einst die Genies hindurchmußten. Was einen immer wieder verwundert, ist die Atonie dieser Zeit, die sich keinen Augenblick bewußt wird, daß all die gottlosen Erleichterungen, die ihr gegönnt sind, nichts als eine Entschädigung bedeuten. Sie scheint sich bei der Henkermahlzeit besoffen zu haben.

*

Die Ostasiaten können ohne Gefahr für ihr kulturelles Fortleben sich auf technische Spielereien einlassen. Diese sind das Nebengeleise des Lebens, auf das wir unsere abgebundene Sexualität gedrängt haben. Dort ist sie festgefahren und wir werden schon sehen, wohin wir kommen und wo wir bleiben. Solange im Leben der Ostasiaten die Hauptsache nicht abgebunden ist, bedeutet ihr Fortschritt nicht die Gefahr des Steckenbleibens.

*

Der Vorliebe der Köchin für das zweifarbige Tuch liegt ein tieferer Gedanke zugrunde als dem Militärhaß der Intelligenz: Die Natur. Die gesunde Schwäche, die sich dem männlichen Zeichen ergibt, ist wahrhaftiger als die Krüppelei, die ihm ausbiegt.

*

Meine Eroberungen sind Halbmänner; denn die Halbweiber halten es mit diesen.

*

Das Weib ist von der Geste betäubt; der Mann habe Achtung vor dem Inhalt. Da es die beiden Typen nicht mehr gibt, so bin ich auf jenen trübseligen Mischmasch angewiesen, der in die Hosen gefahren ist und mich in Liebe und Haß umgeilt. Ich muß immer 9/10 der Verehrung abziehen, um auf den brauchbaren Rest zu kommen. Wie wenig Menschentum bleibt, wenn sich das Femininum verflüchtigt hat!

*

Männlichkeit beweist sich jetzt nur an jenen, die ihr erliegen. Denn der Mann, der mich achtet, könnte irren. Das Weibliche irrt sich nie, weil es nicht durch Urteil spricht, sondern durch Unruhe. Warum mache ich doch Wesen unruhig, die schmutzige Finger haben!

*

Welch ein Rinnsal braust an meinem Riff! Und solche Brandung beweist mich. Die Leistung könnte nicht für sich selbst sprechen — dazu ist nicht die Zeit. Erst im Lärm der andern macht sie sich vernehmlich.

*

Nichts ist scheußlicher als mein Ich im Spiegel der Hysterie. Nichts ist gemeiner als mein Stil in der Hand dessen, der ihn schreiben möchte. Mich nachahmen heißt mich strafen.

*

Ich stelle mir vor, daß die jungen Leute Briefe mit meiner Adresse an sich schreiben, und da sie diese nicht erhalten, bei der Post reklamieren.

*

Wenn ich einem Hysteriker nachweise, daß er ein Dieb ist, so wird er zwar das Stehlen nicht aufgeben, aber den Vorwurf des Diebstahls annektieren

und gelegentlich mich damit bedenken. Ein Adjektivkünstler rühmt einem andern Adjektivkünstler einen knappen, von Adjektiven freien Stil nach.

*

Die Literaten, die jetzt geboren werden, sind weniger konsistent als ehedem die Gerüchte waren. Ich habe noch Gerüchte gekannt, an denen etwas dran war. Dem, was heute durch die Arbeit von Maschinen zur Menschheit spricht, würde ich nicht über die Gasse trauen.

*

»Gut, daß ich Sie treffe. Sie verkehren nicht mehr mit Kohner?« »Nein, denn ich habe nie mit ihm verkehrt, ich habe ihn nie gesehn, ich weiß nicht, daß er lebt.« »Wie ist denn das möglich? Sie müssen Kohner gekannt haben, Sie erinnern sich vielleicht nur nicht.« »Mein Gedächtnis ist gut, aber der Name ist mir unbekannt, ich hätte mir ihn gemerkt, da ich Kohn kenne, aber auch mit diesem nicht verkehre. Was ist's mit Kohner?« »Er erzählt, er sei mit mit ihnen täglich beisammen gewesen, Sie waren intim befreundet, nur einmal widersprach er, da er Ihre Schätzung der Dichterin L. nicht mitmachen konnte. Da haben Sie sich erhoben und ihm gesagt, daß Sie unter solchen Umständen nicht länger mit ihm verkehren können, und haben ihm am nächsten Tag das Abonnementgeld der Fackel zurückschicken lassen. Etwas muß doch an der Geschichte wahr sein!« »Alles. Ich habe oft Abonnementgelder zurückschicken lassen. Das weiß Kohner. Ich schätze die Dichterin L. Damit dürfte Kohner nicht einverstanden sein. Ich habe ihn hinausgeworfen —« »Nun also —« »Aber ich habe ihn nicht gekannt.« »Ich verstehe nicht —« »Die Bekanntschaft bestand im Hinauswurf.« »Wie ist das möglich?« »Kohner nimmt mit Recht an, daß ich ihn hinausgeworfen hätte, wenn ich ihn gekannt hätte. Da ich ihn aber nicht gekannt habe, so will er sich wenigstens den Hinauswurf sichern.« »Warum?« »Weil ihm das nützt.« »Wieso?« »Es ist eine Beziehung in den Augen der Anhänger und es

macht bei den Gegnern beliebt.« »Sie haben ihn aber nicht hinausgeworfen?« »Doch, metaphysisch.« »Das verstehe ich nicht.« »Wissen Sie, wie Gerüchte entstehen?« »Nein.« »Genau so entstehen die Menschen meiner Bekanntschaft.«

*

Früher ging die Krankheit zum Arzt. Jetzt, da er krank ist, schmiert sie sich Druckerschwärze auf.

*

Wenn mich einer eitel und gemein nennt, so weiß ich, daß er mir vertraut und mir etwas zu beichten hätte.

*

Meine Wirkung ist nur die des Spielers auf das Weib. Im Zwischenakt sind alle gegen mich, je mehr sie im Akt bei der Sache waren.

*

Weibersachen kann ich höchstens in meinen Vorlesungen brauchen. Dort unterstützen sie die Wirkung und machen an meinen Nerven gut, was sie in der Literatur an ihnen gesündigt haben. Mit Händen soll man applaudieren und nicht schreiben. Ich mit deg meinen möchte lieber ohrfeigen als schreiben, wenn nicht die Gefahr bestünde, daß es als Gewährung empfunden wird und eine zärtliche Stimme bebend flüstert: Noch!

*

Den tiefsten und echtesten Beweis ihrer Verehrung sind sie mir schuldig geblieben: die eigene Überflüssigkeit zu erkennen und bei meinen Lebzeiten wenigstens literarisch abzudanken. Solange ich diese Wirkung nicht erzielt habe, glaube ich nicht an die Nachhaltigkeit meines Einflusses. Oderint, dum metuant. Mögen sie lieben, wenn sie nur nicht schreiben!

*

Ihr wart nicht hübsch genug und nicht genug mutig, junge Kastraten, in einem bestimmten Punkt eurer Entwicklung, da ihr zum Mann eure Blicke

aufzuschlagen begannet, euch vom erstbesten mitnehmen zu lassen. So hat sich euer Trieb in die Büsche des Intellekts geschlagen und tobt nun in einem Dickicht von Sperma und Druckerschwärze. So ist das Elend dieser letzten Literatur entstanden. Und ich, auf den alle Fliegen fliegen, bin das Opfer. Fragt man so einen, warum er mich hasse, so antwortet er: Er hat mich nicht angesehn! Oder: Er ist da und man sieht mich nicht! Oder: Ich spreche ganz wie er und man hört nur ihn! Journalisten waren ehedem eine verlorene Abart von Mann. Ich weiß schon, welchen Beruf die heutigen verfehlt haben.

*

Ich vielgeliebter, schöner, grausamer Mann, was habe ich ihnen nur angetan? Nichts, und das ist es eben. Wie sehne ich mich aus dieser Position einer Einsamkeit, die von so vielen geteilt wird! Wenn ich Gefangene gemacht habe und sie mich nicht mehr loslassen, so will ich auf die Gefangenen verzichten, und tue ich das, so werde ich erst recht das Opfer der Beute. Schafft denn Ruhe nicht Ruhe? Wird denn das erotische Gesetz, daß Entfernung nähert, bei mir nie eine Ausnahme machen? Wenn ich Selbstmord begehe, sind sie erschossen!

*

Ich bin vorsichtig geworden. Als ich einmal einen Anbeter hinauswarf, wollte er mich wegen Religionsstörung anzeigen.

*

Als ich, der nie Psycholog an einem ist, nur an allen, vor einem von der Sorte das Problem erörterte, flüsterte er errötend, auch er fühle sich oft als Weib und welches Mittel ich dagegen wüßte. Ich bereute das Gespräch und gab den Trost, das Bewußtsein um den Zustand sei schon ein Mittel. Später prahlte derselbe, er sei der Mann, mich anzugreifen. . . Da aber diese Geschichte viele, darunter solche, die ich gar nicht kenne, auf sich beziehen dürften, so versichere

ich, daß sie erfunden ist. Von mir erfunden, wie die meisten jungen Leute, die ich, statt sie zu entdecken, nur erfunden habe.

*

Ich schleppe das furchtbare Geheimnis der Zeit mit mir, das meine Erkenntnis auf Kosten meiner Nerven nährt. Nur in Sätzen darf ich verraten, daß alles, was die Gegenwart dem Druck verdankt, die Kultur verschlagener Homosexualität ist. Würde ich meine Erlebnisse der fünfzehn Jahre in einen Zusammenhang zu stellen wagen, sie würden sich vertausendfachen durch den Reiz der Beachtung, der den Einzelfall so üppig macht. Hier weiche ich zurück. Höchste Aktivität, die sich dem Ansturm der passiven Naturen preisgegeben sieht, kann zur Pathologie des Zeitalters sich ihre Gedanken machen, aber nicht ihre Beweise vorbringen. Die im Traum meines Wiener Lebens gefundene Devise »Eine Deichsel im Rücken und Quallen an den Füßen« wird so verständlich. Zwischen den Hindernissen der Mechanik und den Fesseln der Gefühlsverwirrung ging es hindurch. Aber schlimmer, am schlimmsten war diese!

*

Wenn Herr Shaw Shakespeare angreift, so handelt er in berechtigter Notwehr.

*

Der Analytiker macht Staub aus dem Menschen.

*

Impotenz ist: das Geheimnis der Zeugung ergründen wollen. Das kann sie noch weniger und möchte es noch mehr. Damit habe ich das Geheimnis der Impotenz ergründet.

*

Um zu glauben, daß einer das alles gemacht hat, braucht man doch sicher mehr Gedanken als um zu wissen, daß er es nicht gemacht hat — ihr Idioten des freien Geistes!

*

Er mit dem Geist und sie mit der Schönheit mußten auseinander und hinaus. Es mit der Technik schafft da und dort Ersatz.

*

Wo ist das Weib hin, dessen Fehler ein Ganzes bilden!

*

Der schöpferische Mensch sieht Helenen in jedem Weibe. Er hat aber die Rechnung ohne den Analytiker gemacht, der ihn erst darüber aufklärt, was er eigentlich in Helenen zu sehen habe.

*

Wie Schönheit zustandekommt — das weiß die Nachbarin. Wie Genie entsteht — das weiß sie auch, die Analyse.

*

Die Kultur hat nur ein vorgeschriebenes Maß von Schönheit nötig. Sie macht sich alles selbst, sie hat ihre Kosmetik und braucht nichts mehr vom Kosmos zu borgen.

*

Alle Memoirenliteratur ist voll der erotischen Unbedenklichkeit hochgestellter Frauen, die sich die Natur durch die Würze ihres Falles versüßt haben. Mit Neugier oder Entrüstung — die Welt hat es zur Kenntnis genommen, daß der Knecht seiner Herrin oft mehr zu sagen hatte als ihr Herr. Mit Staunen, daß sie doch die Herrin blieb. Denn die Natur, die der Würde etwas vergeben kann, ersetzt den Ausfall durch Persönlichkeit. Die Befremdung jener Kreise aber, in denen der Beischlaf eine Haupt- und Staatsaktion ist, wird begreiflich. Die Bürgerin, die sich dem Grafen überläßt, kann sich etwas für ihren Ruf erhoffen; aber ein letzter Instinkt, den sie sich erhalten hat, sagt ihr, daß sie sich im Verkehr mit dem Pöbel seelisch verlieren könnte, und das möchte einem Parvenü schlecht anstehen. »Sich wegwerfen« heißt nur dort ankommen, wohin man gehört.

*

Der Zustand der Geschlechter ist so beschämend wie das Resultat der einzelnen Liebeshandlung: Die Frau hat weniger an Lust gewonnen, als der Mann an Kraft verloren hat. Hier ist Differenz statt Summe. Ein schnödes Minus, froh, sich in Sicherheit zu bringen, macht aus einem Plus ein Minus. Hier ist der wahre Betrug. Denn nichts paßt zu einer Lust, die erst beginnt, schlechter als eine Kraft, die schon zu Ende ist; keine Situation, in der Menschen zu einander geraten können, ist erbarmungsloser und keine erbarmungswürdiger. In dieser Lücke wohnt die ganze Krankheit der Welt. Eine soziale Ordnung, die das nicht erkennt und sich nicht entschließt, das Maß der Freiheit zu vertauschen, hat die Menschheit preiszugeben.

*

Das eheliche Schlafzimmer ist das Zusammenleben von Roheit und Martyrium.

*

Ob der Mann bühnenfähig ist, bedarf erst einer Probe. Die Frau ist immer auf der Probe und bühnenfähig von Natur. Sie lebt vor Zuschauern. Sie fühlt sich als Mittelpunkt, wenn sie über die Straße geht, und begrüßten die Statisten auch den Einzug eines Kaisers. Und alle Blicke bezieht sie auf den Mittelpunkt.

*

Eine Frau muß so gescheit aussehen, daß ihre Dummheit eine angenehme Überraschung bedeutet.

*

Weibliche Doktoren — warum denn eigentlich nicht? Warum sollen sie's nicht treffen? Ich kenne so wenige männliche Doktoren, daß ich mir oft denke, hier muß ein starker Bedarf sein, und da die Weiber doch eben das Zeug haben, das den Männern fehlt, so werden sie's schon machen. Männer fürchten sich nicht vor Weibern. Somit kann der Widerstand gegen die Frauenbewegung nur die Furcht der Weiber vor den Männern sein.

*

Alle Stände neigen zum Fall. Aber wenn ein Bürger verkommt, so besteht Aussicht, daß aus ihm noch etwas wird, während, wenn ein Aristokrat auf dem Weg ist, ein nützliches Mitgfied der menschlichen Gesellschaft zu werden, der Familienrat zusammentreten sollte.

*

Was hat man denn nur gegen die Konvikte! Ist es denn schöner, das Zusammenleben im Pferch der Freiheit, wo die jungen Leute mutuelle Psychologie treiben?

*

Wenn man mich fragt, von wem ich glaube, daß er dem Geist näher steht: der Stiefelputzer eines böhmischen Grafen oder ein neuberliner Literat, so kann ich nur antworten, daß ich, ehe ich mir von einem neuberliner Literaten die Stiefel putzen ließe, ihm lieber mit dem Absatz ins Gesicht treten würde.

*

Jetzt haben die Kinder in dem Alter, in welchem sie ehedem die Masern bekamen, Symphonien. Ich glaube nicht, daß das gesünder ist.

*

Es wird jetzt viel über Ekstase gesprochen, von solchen, die eben noch um die Vorteile ihres schäbigen Bewußtseins Bescheid wissen. Ich war aber dabei, als Peter Altenberg, dessen hundertfaches Leben sein einfaches Werk ersäuft, vor einer deutsch lallenden Tänzerin ausrief: »Und wie sie deutsch spricht! Alleredelste!! Goethe ist ein Tier gegen Dich!!!« Goethe ist einverstanden. Gott selbst stimmte zu. Und wenn sich die lebende deutsche Literatnr von der Kraft dieses Augenblicks bedienen könnte, so würden Werke hervorkommen, die noch besser wären als das Deutsch der kleinen Tänzerin. Aber da sie alle als Bettler neben diesem Bettler stehen, der durch alle zeitliche Erniedrigung aufsteigen wird in das Reich des Geistes und der Gnade, so ist jedes Tier ein Goethe gegen sie.

*

Adolf Loos und ich, er wörtlich, ich sprachlich, haben nichts weiter getan als gezeigt, daß zwischen einer Vase und einem Nachttopf ein Unterschied ist und daß in diesem Unterschied erst die Kultur Spielraum hat. Die andern aber, die Positiven, teilen sich in solche, die die Vase als Nachttopf ~~oder~~ den Nachttopf als Vase gebrauchen.

*

Seit einigen Jahren ist die Welt schon ganz mondän. Wer nur diese große Entschädigung: zu können, was man nicht ist, in die Welt gebracht hat? Woher haben sie es, die Weiber und die Schreiber?

*

Sie machen alles mit. Der Kommis gegen Gott gibt sich jetzt schon als Kommis Gottes. Ich weiß einen in Prag, den ich, wenn er im Gebet liegt, nicht stören und wenn er auf den »Stufenfolgen, die bis vor Gottes Thron führen«, herumklettert, nicht aufhalten möchte. Denn es besteht Gefahr, duß mich solche Inbrunst nüchtern macht, das Firmament mir als ein Gewölbe erscheint, in das man von der Gasse eintreten kann, und ich eine Stimme höre: »Brod, machen Sie keine Ekstasen, lassen Sie das Ethos liegen und geben Sie herunter die Ewigkeit!«

*

Nicht jeder, der kein Künstler ist, muß deshalb auch schon Erfolg haben. Man kann auch so zwischen zwei Stühlen sitzen, daß man von dem einen hinuntergestoßen und zu dem andern nicht hinaufgelassen wurde.

*

Schmerzlichstes Abbild der Zivilisation: ein Löwe, der die Gefangenschaft gewohnt war und, der Wildnis zurückgegeben, dort auf und abgeht wie vor Gitterstäben.

*

Wir leben in einer Übergangszeit von oben nach unten. Die Ware vermitteln die Zwischenhändler, das Wissen die Zwischenträger und die Wollust die Zwischenstufen.

*

Das Kleid macht nicht den Mann. Das gilt jetzt nicht mehr in sozialer, sondern nur noch in sexueller Beziehung. Das Kleid macht nicht das Weib. Das gilt erst jetzt.

*

Ein Literaturprofessor meinte, daß meine Aphorismen nur die mechanische Umdrehung von Redensarten seien. Das ist ganz zutreffend. Nur hat er den Gedanken nicht erfaßt, der die Mechanik treibt: daß bei der mechanischen Umdrehung der Redensarten mehr herauskommt als bei der mechanischen Wiederholung. Das ist das Geheimnis des Heutzutag, und man muß es erlebt haben. Dabei unterscheidet sich aber die Redensart noch immer zu ihrem Vorteil von einem Literaturprofessor, bei dem nichts herauskommt, wenn ich ihn auf sich beruhen lasse, und wieder nichts, wenn ich ihn mechanisch umdrehe.

*

Eine der verkehrungswürdigsten Redensarten ist die von den schlechten Beispielen, die gute Sitten verderben. In einem vaginalen Zeitalter kann das nur von den guten Beispielen behauptet werden. Denn das Frauenzimmer, das in einem Burschen von heute herumrumort, hat den fatalen Hang zur Ich-Behauptung. Daß sein Ich weniger ist als Hundedreck, sieht es nicht ein; im Gegenteil wird es immer das Gegenteil von dem tun wollen, was der männliche Verstand für gut erkannt hat. Ich habe Burschen neben mir herumwetzen gesehen, die mir nicht allein widersprachen, wiewohl ich recht hatte, sondern eben deshalb. Das waren sicher nicht werdende Männer. Denn für den Mann ist das Rechthaben keine erotische Angelegenheit und er zieht das fremde Recht dem eigenen Unrecht gut und gerne vor. Tut er das aber, so sagt der andere, der sicher kein Mann ist, er habe es nur mir zuliebe getan. Es ist das deutliche Kennzeichen einer hysterisch verwirrten Umgebung, daß das, was in Erfüllung einer ethischen Forderung geschehen muß,

auf Rechnung der Abhängigkeit von mir gesetzt wird. Ist meine Meinung mit jener Forderung eben identisch — was wohl öfter der Fall sein wird, weil ich sonst solchen Einfluß nicht erlangt hätte —, so werden die meisten jungen Leute lieber unanständig handeln, als daß sie in einen Schein der Abhängigkeit von mir kommen wollten. Es sind die Ich-Behaupter. Vom Ich ist dann freilich nur eine Gemeinheit zu sehen, und die Abhängigkeit, deren Schein vermieden werden sollte, ist durch die strikte Befolgung des Gegenteils bewiesen. Mit Anstand unter mir zu leiden, das verstehen wenige. Mit mir, noch weniger. Wenn ich unter tausend zehn kennen gelernt habe, die darum, weil sie jünger oder schwächer waren als ich, nicht unglücklich, unruhig, geisteskrank oder schuftig wurden, sondern harmonisch, still, normal und anständig blieben, so kann ich sagen, daß ich ein geselliges Leben geführt habe.

*

Man hat mich oft gebeten, gerecht zu sein und eine Sache von allen Seiten zu betrachten. Ich habe es getan, in der Hoffnung, daß eine Sache vielleicht dadurch besser werden könnte, daß ich sie von allen Seiten betrachte. Aber ich kam zu dem gleichen Resultat. So blieb ich dabei, eine Sache nur von einer Seite zu betrachten, wodurch ich mir viel Arbeit und Enttäuschung erspare. Denn es ist tröstlich, eine Sache für schlecht zu halten und sich dabei auf ein Vorurteil ausreden zu können.

*

Wenn sich die Schlange vor mir auch windet, ich zweifle doch an ihrer Zuverlässigkeit.

*

(Lesestück.) Ich kam in ein Lokal. Alle Tische waren besetzt, an einem saß nur einer. Ich nahm Platz. Eine Familie kommt, Vater, Mutter, Tochter. Die Tochter gibt der Mutter einen Stoß, diese dem Vater. Der Vater versteht nicht. Die Tochter schreibt es auf. Der Vater starrt entsetzt meinen Nachbarn an und nimmt eine Zeitung zur Hand. Mein Nachbar entfernt sich

nach einer Weile. Der Vater sieht ihm nach und sagt triumphierend: »Justament hab ich mich nicht geniert und hab vor ihm die Neue Presse gelesen, zersprungen is er und weg!« Die Tochter gab der Mutter einen Stoß, diese dem Vater. Der Orcus öffnete sich und ich trat diskret ab.

*

»Wie kommt es, daß so viele Leute in Wien noch immer glauben, daß Sie einen Vollbart haben?« »Das kommt daher, daß ich einmal zufällig neben einem ging, der einen Vollbart trug, und daß einer, der mit einem andern vorbeiging, mit dem Finger zeigte: Dort geht der Fackelkraus.« »Ist Ihnen die Verwechslung unangenehm?« »Nein, aber dem andern.« »Kennen Sie ihn?« »Nein, aber ich bedaure ihn, er muß Qualen ausstehen.« »Sie sind schadenfroh.« »Ja, weil ihm recht geschieht. Einem Vollbart glaubt man's. »Leben Sie darum besser?« »Gewiß, weil nur die Hälfte der Bevölkerung mich agnosziert, während die andere Hälfte an der andern Version festhält.« »Sie könnten sich vollends Ruhe schaffen, wenn Sie sich einen Vollbart wachsen ließen.« »Es wäre gegen meine Überzeugung und überdies würde es nichts nützen, weil dann die andere Hälfte der Bevölkerung mich mit dem andern verwechseln würde.« »Was würden Sie tun, wenn Sie diesen kennen lernten?« »Ihm den Rat geben, sich rasieren zu lassen.« »Warum?« »Weil es besser aussieht.« »Dann wüßte aber die andere Hälfte der Bevölkerung nicht, woran sie ist!« »Ich würde mir in den Bart lachen.« »Aber hätten Sie denn einen, weil der andere sich rasieren läßt?« »Das ist wahr. So würde ich mir ins Fäustchen lachen.«

*

Der Dichter schreibt Sätze, die kein schöpferischer Schauspieler sprechen kann, und ein schöpferischer Schauspieler spricht Sätze, die kein Dichter schreiben konnte. Die Wortkunst wendet sich an einen, an den Mann, an den idealen Leser. Die Sprechkunst an viele, an das Weib, an die realen

Hören. Zwei Wirkungsströme, die einander ausschalten. Der jahrhundertalte Wahnsinn, daß der Dichter auf die Bühne gehöre, bleibt dennoch auf dem Repertoire und wird jeden Abend vor ausverkauftem Haus ad absurdum geführt.

*

Ich weiß nicht, ob der Dichter etwas geträumt hat; aber von der Wirkung, die der Schauspieler mit der Umbiegung seines Wortes erzielen kann, hat er sich gewiß nichts geträumt. Und solche Leute sind so schamlos, das Geld einzustecken, das andere gegen sie verdient haben.

*

Wenn der Autor, ein ungeschminkter Zivilist, sich an der Hand des Schauspielers verbeugen kommt, so wird er zum Akteur einer Komödie, die auch nicht von ihm ist.

*

Daß sich ein Autor verbeugt, ist nicht Erniedrigung, sondern Überhebung. Aber wenigstens steht er nach Schluß auf der Bühne. Vorher hatte er dort gewiß nichts zu tun, und es ist ein Betrug an den Schauspielern, daß man ihm die Tantièmen zahlt.

*

Das Verhältnis der Bühne zum Dichter ist, daß sie eben noch seine szenische Bemerkung realisieren kann. } S. 42

*

Die Viechsarbeit, neunhundert Menschen, die aus dem Bureau kommen, zur Empfänglichkeit für das Wort zusammenzuschließen, hat nicht das Wort, sondern die Musik zu besorgen. Theaterdirektoren, die das Orchester abschaffen wollen, sollen sich selbst hinaufstellen. Her

*

Es gibt jetzt literarisch beflissene Theaterdirektoren, die den Ehrgeiz haben, intelligente Leute ins Theater zu bekommen. Um die zu einer Wirkung zusammenzuschließen, müßte schon den ganzen Abend

das Orchester spielen. Und dann noch die ganze Nacht und überhaupt das ganze Leben hindurch!

*

Wenn sich einer von den neunhundert schneuzt, setzt der Wirkungsstrom aus. Und die Ästhetiker glauben dennoch, daß ein Shakespearescher Gedanke hinüberkommt.

*

Ich bin vielleicht der erste Fall eines Schreibers, der sein Schreiben zugleich schauspielerisch erlebt. Würde ich darum einem andern Schauspieler meinen Text anvertrauen? Nestroys Geistigkeit ist unbühnenhaft. Der Schauspieler Nestroy wirkte, weil er etwas, was kein Hörer verstanden hätte, so schnell heruntersprach, daß es kein Hörer verstand.

*

Wenn der Leser den Autor fragt, was er sich dabei gedacht habe, so beweist das nichts gegen einen Gedanken. Aber er ist sicher gut, wenn der Autor es nicht mehr weiß und den Leser fragt, was er sich dabei gedacht habe.

*

Daß die Sprache den Gedanken nicht bekleidet, sondern der Gedanke in die Sprache hineinwächst, das wird der bescheidene Schöpfer den frechen Schneidern nie weis machen können.

*

Ich beherrsche nur die Sprache der andern. Die meinige macht mit mir, was sie will.

*

Wenn ich der Vollendung nahe bin, beginne ich erst zu zweifeln und da brauche ich dann einen, dem ich alle meine Fragen beantworte.

*

In keiner Sprache kann man sich so schwer verständigen wie in der Sprache.

*

Zeitgenossen leben aus zweiter Hand in den Mund.

*

Viel sicherer wär's freilich jetzt in Wien.
Wie aber kommt man bei dem Untergang
hinüber, oben schweift schon ein Komet,
der Mond ist übernächtig und die Sonne,
die schläfrige, macht heute Überstunden,
jedoch die Grotte hat heut blau gemacht
und gelb vom Schwefel eines Fremdenführers
befremdet auf der Stelle sie den Fremden/
Leuchtkugeln läßt beim Feuerwerk des Himmels
ein Bravo Stuwer in die Gärten schwirren
und aus der Barke gellt der Hilferuf
des alten Lohndieners sein »Tramontano!«,
auch der von »Loreley!« ist schon zur Stelle,
der Leiermann spielt bella Napoli
nimmt ewig Abschied, will mit einem Aug,
das zweite ist kaputt, Neapel sehn
und sterben. Voller Schrecken ist die Nacht.
Ein Zuhälter mit einem halben Ohr
zeigt drauf als seine Legitimation,
ist hier und dort, und läßt mich nicht mehr los,
beteuert fort, er selbst sei der padrone,
am sichersten ists sicher jetzt in Wien,
was macht man heute abend in Sorrent,
meine Geliebte schläft mit einem Bettler,
es regnet Blut und ich hab keinen Schirm,
man schließt das Kino, hundert arme Kinder
sind ausgesperrt und scharen sich um mich,
verlangen noch die letzte Zigarette.
Dann sind sie tot. Ein Kutscher schlägt sein Pferd
und ruft mit letzter Leidenschaft sein »Ah!«
Wer lebt noch außer mir? Denn lebte einer,
müßt' den Verlust er nach Millionen zählen.
Jetzt springt die Flut, das Feuer brennt ins Meer,
und eine Tafel wird am Fels befestigt,
darauf gedruckt schon, nicht geschrieben steht:
»Preßburger, kaiserlicher Rat, gesund.«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

DIE FACKEL

Nr. 389/90 — 15. DEZEMBER 1913 — XV. JAHR

Glossen

Anerkennung seitens

Die Rede über die Entlassung der italienischen Beamten von Triest gibt dem Grafen Stürgkh Gelegenheit zu dem folgenden Bekenntnis:

Das italienische Volkswesen und dessen altehrwürdige hohe Kultur genießen auch in Österreich große Sympathien und sind wiederholt Gegenstand uneingeschränkter Anerkennung seitens der österreichischen Regierung gewesen. . . .

Das wird den Michel Angelo, von dem es in Wien angesichts der Werke Weyrs geheißen hat, daß er zuspirrn kann, gewiß freuen, Dantes Hölle, die hier viel weniger Zuspruch fand als Natzlers, wird sich heben, das Programm im Kolosseum bildet bereits das Saisongespräch, und die sixtinische Kapelle, von der schon das Gerücht ging, daß Drescher besser sei, hat auch ihre Genugtuung. Man wird Tizian nicht mehr als Katzelmacher ablehnen, sondern ihn mit Blaas, der Venetianerinnen malt, in einem Athem nennen. Man wird nicht mehr behaupten können, daß die italienische Kultur kein Gegenstand sei. Sie ist ein Gegenstand uneingeschränkter Anerkennung seitens der österreichischen Regierung.

* * *

Ergreifende Szenen

müssen sich kürzlich im Burgtheater abgespielt haben. Ferdinand von Bulgarien, der auch nicht mehr das ist, was er einmal war, hat sich im Unglück entschlossen, ein gleichgestimmtes Milieu aufzusuchen und ließ sich von Herrn Thimig auf die Bühne geleiten:

. . . . Hierauf sprach er Herrn Gerasch an und sagte: »Ich habe Sie heute sehr bewundert. Ich habe ja schon öfter Gelegenheit gehabt, mich über Ihre schönen Leistungen zu freuen.« Nachdem er noch mit Herrn Moser gesprochen hatte, ließ er sich die jüngsten Mitglieder des Burgtheaters, die Damen Buchmann, Kutschera und Mayen, vorstellen und spendete ihnen in launiger Weise Lob für ihre Leistungen. Beim

Abschied von den Künstlern sagte der König: »Ich habe nun einundzwanzig schwere Monate hinter mir, während welcher Zeit ich nie zum Ausruhen und zu künstlerischem Genuß gekommen bin.«

Aber jetzt . .! Der Geist des Burgtheaters und der König von Bulgarien machten einander Komplimente, wie zwei, die wissen, daß beide schon bessere Zeiten gesehen haben, und von denen jeder die Runzeln des andern auf sich bezieht. Daß man während des Kriegs sich nichts gönnen konnte, ist begreiflich; daß man in ernster Zeit sich des Herrn Gerasch erinnert, ist rühmlich; daß man nach den Niederlagen der Bulgaren der Durchfälle des Burgtheaters gedenkt, ist tröstlich. Aber der Kunstsinn des Königs Ferdinand dürfte wohl eben der militärische Vorteil sein, den die Serben voraushaben. Ein Wechselgastspiel des Burgtheaters in Sofia wäre nicht übel, und taktvoller Weise sollte es Herr Thimig nicht versäumen, gelegentlich an Ort und Stelle seine Anerkennung für die schönen Leistungen auszusprechen.

* * *

Die Maitre

war also in Wien und ein Weltmann, der dem Vortrag beiwohnte, versicherte mir, daß er den Beruf der Maitresse für die Frau im allgemeinen und für die Pariserin im besonderen noch immer für ersprießlicher halte. Ich bin nicht der Ansicht, da der an und für sich gewiß einwandfreie Beruf der Maitresse aus dem alten Ideal der sexuellen Hörigkeit entstanden ist, während die Maitre doch in ihren Entschließungen mehr Freiheit hat und wenn sie von ihr auch keinen Gebrauch machte, ihre Natur wenigstens ohne die Gefahren der Sittlichkeit auf jenen Nebenwegen ausleben kann, die die ahnungslose Gesellschaft jetzt den Frauen freihält. Die Nachwelt ist so und so verpatzt; so sollen wenigstens die Zeitgenossinnen tun, was sie für Fortschritt halten. Die Zeitgenossen glauben noch nicht daran. Sie werden schon sehen. Muß ein recht abenteuerlustiges Auditorium versammelt gewesen sein:

Madame Vèrone erschien in eleganter schwarzer Abendtoilette, einen Strauß dunkelroter Rosen am Kleidausschnitt, das reiche blonde Haar zu einem Knoten geschlungen, der den Nacken frei ließ. Als sie auf die Hindernisse zu sprechen kam, die den französischen Advokatinnen in den Weg gelegt wurden, ehe man ihnen erlaubte, die Robe und das Barett zu tragen, wurde wohl bei mancher Zuhörerin der Wunsch wach, die Pionierin der liberalen Frauenberufe möchte

in der Amtstracht ihren Vortrag halten, um so das Ideal der in das Barreau zugelassenen Frau auch physisch zu verkörpern.

Man hatte ihnen nur erlaubt, die Robe, aber nicht die Robe zu tragen, und da sie's jetzt dürfen, läuft doch wieder alles auf die Robe hinaus. Madame Vèrone wurde scharf:

Wie lange habe es gedauert, bis den Frauen der Weg zu den schönen Künsten eröffnet wurde! . . . Wohl damit sie nicht beweisen könnten, daß sie ebenso Gutes leisteten, wie die Männer? fragt Madame Vèrone mit scharfer Ironie.

Aber die Frau hat es durchgesetzt.

Denn heute macht sie den Männern den Rom-Preis streitig und die Villa Medici beherbergt eine Malerin und eine Bildhauerin.

Ich habe deshalb auch stets vermieden, die Villa Medici zu besuchen. Madame sagt:

Ob sie sich nach dem französischen Sprichwort von Gott oder vom Teufel hat helfen lassen, kommt auf dasselbe heraus.

Oho, das kommt nicht auf dasselbe heraus. Doktorin, sind Sie des Teufels? Nein, des Gottes sind Sie nicht!

Madame Vèrone schloß mit einer anmutigen Schilderung, wie ausgezeichnet sich Advokaten und Advokatinnen im Palais de Justice vertragen, welche glücklichen Ehen schon geschlossen wurden, wie gut sich der Beruf und sogar die Amtstracht mit dem angebornen Charakter der Frau verträgt.

Also seien wir wieder gut.

Rauschender Beifall lohnte die Ausführungen der geistvollen Dame und zahlreiche Persönlichkeiten eilten auf das Podium, um ihr die Hand zu drücken und sie zu beglückwünschen.

Jedenfalls, weil sie von den Argumenten der Dame besiegt waren, die Persönlichkeiten. Auernheimer würde schließen: Und eine Dame, die einen Strauß dunkelroter Rosen am Kleidausschnitt trägt, hat immer recht. Ich würde schließen: ein Advokat, der das reiche blonde Haar zu einem Knoten geschlungen trägt, welcher den Nacken frei läßt, lügt. Aber ich sage noch: er ist mir lieber als der Herzberg-Fränkel, den ich mir in solcher Aufmachung nicht vorstellen könnte, selbst wenn er sich von Gott dabei helfen ließe.

* * *

Eine andere Dame

der Herausgeber der Zukunft, mit geschnürter Taille, weißen Handschuhen und einem Strauß Nelken am Kleidausschnitt, hatte auch großen Zuspruch. Das pikanteste Moment beim Auftreten dieser politischen Diseuse ist jedesmal: schon vorher zu wissen, daß die

weißen Handschuhe innerhalb der ersten halben Stunde »mählich« abgestreift werden und daß sie dennoch unentbehrlich sind. Man erwartet es mit Spannung. Die ‚Neue Freie Presse' sagt das so: »Der von den literarischen und politischen Kreisen unserer Zeit mit so großer und berechtigter Spannung erwartete Vortrag unseres Berliner Gastes hat heute abend im großen Saale des Konzerthauses eine überaus zahlreiche, interessierte und verständnisinnige Zuhörerschar versammelt«. Der Saal soll nicht sehr akustisch sein, aber das wichtigste ist, daß man gut sieht.

* * *

Der beste Habsburger-Kenner

Ein Mann in Graz, der einen roten Kopf hat, auch wenn von mir nicht die Rede ist und der je nach Bedarf Visitkarten und Rezensionen abgibt, um sich vor Gott und Menschen angenehm zu machen — man entsinnt sich seiner aus der Geschichte von meinen Grazer Abenteuern — schreibt über ein Buch »Kaiser Max, der letzte Ritter«, das, wie schon aus dem Titel hervorgeht, von dem Erzjournalisten Salten ist. Hier hat einmal ein Thema seinen Autor und ein Autor seinen Rezensenten gefunden. Der Mann, der »O du mein Wien« gedichtet hat, rühmt dem Dichter des Buches vom »österreichischen Antlitz« nach, daß sein letztes Buch vom letzten Ritter »ein Doppelgesicht aufweist«. Eins für die Jugend, eins für den reifen Leser nämlich. Und der Autor sei nicht nur einer der feinsten deutschen Stilisten, sondern auch ein gütiger Mensch. »Salten ist überdies einer der besten Habsburger-Kenner«. Maximilian, der letzte Ritter, ist also nicht etwa Herr Harden, sondern jenem wird vielmehr nachgerühmt, »daß er wie alle großzügigen, phantasievollen Naturen nicht mit dem Geld wirtschaften konnte und immer in Schulden stak«. Er habe »auch niemals den großen, märchenhaften Familienschatz der Habsburger angegriffen, der in Wienerisch-Neustadt gestapelt lag«. Also zwischen Wien und Graz. Aber was geht der Familienschatz der Habsburger die Presse an? Was hat er mit der Literatur zu schaffen? Was hat er in einer Rezension zu suchen? Entfernen wir uns nicht zu weit von den Interessen des Marktes. Der Familienschatz der Trebitsch oder der Hatvany, der auch märchenhaft genannt wird, sollte größere Zugkraft haben und dennoch: wiewohl er gewiß den Wiener, Berliner und Münchner literarischen Kreisen näherliegt, wurde er

nie von diesen angegriffen, sondern es werden im Gegenteil die Werke und Taten von Söhnen, die ihre Werke ihren Taten zu verdanken haben, unaufhörlich in objektivster Weise besprochen. Nicht Geld — das wäre uninteressant —, sondern der Respekt vor dem Geld — das ist furchtbar — macht Literatur. Umso mehr ist man erstaunt, daß der Satz, den man irgendwo findet: »Eine Familie, in der jedermann sich nicht bloß als lachender Erbe, sondern als dankbarer Sprosse eines verdienstvollen Vaters betrachtet und zugleich wieder als verantwortlicher Vater künftiger Erbsöhne, kann nicht so leicht untergehen«, daß dieser Satz sich nicht auf das Haus Trebitsch bezieht — was man wegen der schlechten Grammatik des Satzes fast schon geglaubt hätte —, sondern geradezu auf die Familie Maximilians. Diese Intimität wird mit der Zeit peinlich. Der Mann in Graz meint zwar, »der innere Anteil« des Autors steigere sich gegen Schluß »derart, daß wir diese Biographie mit der Ergriffenheit zu Ende lesen, wie wir die letzte Szene des Götz lesen«, das ist zwar auch nicht gut deutsch und eine Frechheit, aber zum Glück kommt im Götz schon früher eine Szene vor, die immerhin aus rein stofflichen Gründen eher heranzuziehen wäre, was einem aber auch nicht einfallen darf, wiewohl es einem auf der Zunge liegt. Der Mann in Graz nennt Herrn Salten »einen Seelenkünder, dem die innige Liebe zu diesem Staat, zu diesem Land, zu seinem Fürstengeschlecht das Innerste sichtbar werden ließ«. Ich wieder bekenne, daß die Befassung des Herrn Salten mit den Angelegenheiten des Erzhauses zu den widerlichsten Nummern des österreichischen Geistestheaters gehört und daß die Pietät, die in der Kapuzinergruft ein Ullstein-Buch niederlegt, den Wunsch entstehen läßt, die Martinswand hinaufzuklettern. Herr Salten ist ohne Zweifel der weitaus geschickteste unter allen jenen Journalisten, die jetzt damit betraut sind, von den Familienschätzen des Geistes und der Kultur einen Oberflächeneindruck für die Bedürfnisse des Publikums abzuschöpfen. Aber nur die Verlassenheit und Unorientiertheit eines adeligen Lebens ist imstande, solche Entdecker nicht an der Schwelle abzulehnen. Weil es unter den Habsburgern naturgemäß keine Salten-Kenner gibt, bleibt Salten einer der besten Habsburger-Kenner. Seine Vielseitigkeit ermöglicht ihm aber, auch den Wünschen eines andersgesinnten Publikums mit dem Ghetto näherzukommen und im Kino zu zeigen, wie wenig ratsam es ist, wenn sich die Töchter ehrlicher alter Wucherer in Krakau tief verschuldeten Kavalieren

anvertrauen, die es nur auf das Geld abgesehen haben. »Während ihr Vater seelisch und körperlich gebrochen zum hinfälligen Greis wird, spielt sich in Berlin die Alltagstragödie von der betörten, betrogenen und verlassenen Gattin ab.« Der Adelige ist ein Schurke und der Wucherer stirbt an gebrochenem Herzen. »Die ganze Art und Weise dieses meisterhaft inszenierten Mimodramas zeigt, daß der Autor in richtiger Erfassung dessen, was im Kino am stärksten packt und fasziniert, durchaus keine Bereicherung der Literatur beabsichtigt hat, sondern nur die Herstellung eines geschmackvollen, spannenden Filmdramas . . . .« Eine Bereicherung der Literatur hat er also diesmal nicht beabsichtigt, er hat verzichtet; und Geschmack hat er. Wenngleich nun aber der letzte Jude über den letzten Ritter triumphiert und Salten sowohl ein Habsburger-Kenner wie ein Kenner der Verhältnisse im Ghetto ist — eines ist er sicher nicht ein Kenner der ‚Fackel'. Und darum habe ich es ungern gesehen, daß er bei einer Besprechung des »geistigen Lebens in Österreich« zum Regierungsjubiläum des Kaisers — also als Kenner Habsburgs und des Ghettos — in ‚Über Land und Meer' mich nicht übersehen, sondern im Gegenteil geschrieben hat:

> Es darf nicht geleugnet nnd nicht verschwiegen werden, daß der durch seine Heftigkeit isolierte Satiriker Karl Kraus mit seiner großen, negierenden Beredsamkeit einen starken Einfluß auf die Jugend übt.

Es darf geleugnet und es soll verschwiegen werden. Es muß dort, wo Herr Schnitzler der »schöpferisch reichste Künstler« genannt wird, sogar vertuscht werden. Niemand hat es zu erfahren. Die Geschicklichkeit hat es nicht zu verraten. Wenn ich durch meine Heftigkeit nebbich isoliert bin, so will ich isoliert bleiben. Sonst werde ich heftiger. Ich teile weder mit dem letzten Ritter die Wehrlosigkeit noch mit dem Wucherer von Krakau das gute Herz. Ich habe im »geistigen Leben Österreichs« nicht das geringste zu suchen. Denn ich finde dort nichts, und wenn sich Leute, die dort zu einem Kaiserfest geladen sind, im Hause breit machen, so unterhalte ich mich im Gesindezimmer über die Gewohnheiten der Parvenus.

* * *

Immer vor Weihnachten

erkundigt sich der Schöngeist über die »Bücher der Saison« und immer schneiden die Rudolf Hans Heinz Otto Ernst Greinz relativ

am besten ab. »Der immer kultiviertere Geschmack des großen Publikums erweist sich als unbeirrbar« und die Romane heißen immer so wie »Die Bekehrung des jungen Bartsch« oder »Die Masken des Jakob Wassermann« oder »Die Chancen des Hugo Heller«. Auskunft geben die gewiegten Kenner der Leseneigungen Wiens, die Gewährsmänner und die Experten, die sogenannten »Blutzeugen«, darunter Friedrich Schiller, der aber weder identisch noch verwandt ist mit dem bekannten Urgroßvater des Herrn v. Gleichen-Rußwurm. Interessant ist, ob das Publikum Sachliches oder Geheimnisvolles vorzieht oder beides. Es fehlte nicht an Wetterleuchten, das die Autoren hätte warnen sollen; denn der Geschmack des Publikums hat sich umgeschwungen. Ich schnarche über dieser Alljährlichkeit ein. Alles ist intelligent. Was liest das Publikum last not least? »Zum Schlusse noch eine Bemerkung des Herrn Last.« Ach, also — endlich — Übersetzung gefunden — —

* * *

Ich werde für einen Literaturpreis vorgeschlagen

». . . . Einer der Preise, die nicht vergeben zu werden pflegen, gebührt dem Mann oder auch der Frau, die Kellermanns ‚Tunnel' nicht gelesen haben . . . .«

* * *

Was es alles gibt

[Friedell-Abend.]
[Goethe-Schiller-Abend.]

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[Thomas Mann-Abend.] . . . . Hält auch das weitere Werk diesen Ton fest, so wird der neue Roman Thomas Manns ohne Zweifel eine ebenso aktuelle wie amüsante Schöpfung.

[Vorlesung Franz Höbling.] . . . . Daß er noch literarisches Feingefühl besitzt, erwies der gestern von ihm abgehaltene, ungemein stark besuchte »Jungösterreichische Dichterabend« . . . . bezeichnende Stücke von . . . . Paul Wilhelm . . . . Paul v. Hohenau . . . . Ernst Becher. Alle diese so mannigfach nuancierten Autoren und Werke interpretierte Herr Höbling mit Geschmack und Verstehen . . . .

* * *

U. a. nicht genannt

». . . . Weiter gibt es ein Bild ‚Soiree im Highlife', auf dem eine Anzahl Wiener Zeitgenossen, auch solche, die außer diesem Vorzug keine besonderen Verdienste aufzuweisen haben, erscheinen, wie sie Alfred Grünfeld lauschen, der die ‚Frühlingsstimmen' spielt und dann Selma Kurz am Klavier begleitet. . . .«

Das ist die Kritik der Zeitung am Film. Was hat aber der Film anderes getan, als einen dieser ekelhaften Zeitungsberichte, die die lauschenden Zeitgenossen alle aufzählen, zu illustrieren? Es ist die Kritik des Films an der Zeitung. Sie hätte den Mut haben sollen, die endlich verleugneten Zeitgenossen auch hier aufzuzählen.

* * *

Der Trunkenbold

.... Man merkt bisweilen, daß der junge Dichter sich selbst an der Schönheit seiner Sprache berauscht ....

Der Schlankel heißt Zifferer.

* * *

Die Wissenschaft

In den ‚Geisteswissenschaften' (I. Jahrgang, Heft 9) steht die »Lehre von der Ganzheit« von Hans Driesch und dort heißt es:

Der Gegenstand ist; sein Sein bedeutet aber nur sein als dieser selbige bewußt gehabt werden Können.

Man soll dem Gelehrten, der da spricht, nicht das Maul verbinden.

* * *

Der Christ wendet sich an den Schöpfer

Eine Dame, die in der Kunstgewerbe-Ausstellung mehrere Objekte ausgestellt hat, erhielt das folgende Schreiben, welches beweist, daß christlicher und deutscher Sinn in der Wiener Journalistik doch noch nicht ausgestorben ist.

Euer Hochwohlgeboren!

Das ‚Deutsche Volksblatt', eines der ältesten, christlichen und deutschen Tageblätter der Reichsmetropole hat seit der Eröffnung der Ausstellung österreichischer Kunstgewerbe im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien (Stubenring—Wollzeile) bereits zweimal Detailberichte über die exponierten Objekte und deren Schöpfer veröffentlicht und auch in der Voraussetzung, daß diese Publikationen von den P. T. Ausstellern aus repräsentativen und geschäftlichen Ursachen entsprechend eingeschätzt werden, die Fortsetzung der Artikelserie angekündigt, gleichzeitig aber die Aussteller hievon verständigt.

Unter den noch nicht besprochenen Personen und Ausstellungsobjekten befinden sich bedauerlicherweise bis heute

auch Euer Hochwohlgeboren und die von Ihnen geschaffenen Arbeiten und es wäre im Interesse der Vollständigkeit ein Fehler, Euer Hochwohlgeboren auf diese Lücke nicht aufmerksam gemacht zu haben. Wir ersuchen nunmehr höflich und dringend, uns postwendend bekannt geben zu wollen, ob und auf wie viele Textzeilen Euer Hochwohlgeboren im nächsten Berichte reflektieren. (Preis per Textzeile á zirka 8 Worte 4 Kr.) Durchschnittlich werden je nach Zahl der Objekte 6—15 Druckzeilen bestellt.

Ihrer geschätzten Antwort gerne gewärtig, zeichnet

hochachtungsvoll

Verwaltung des ‚Deutschen Volksblattes'
Wien VIII. Josefsgasse 4—6

Das ‚Deutsche Volksblatt' hat kürzlich mit Recht davon gesprochen, wie wichtig es ist, das nationale Empfinden zu stärken und den Leuten »jene große Auffassung vom Berufe unseres Volkes und seiner geistigen und wirtschaftlichen Gliederung zu vermitteln«, ohne die »der feste Rückhalt in den Kämpfen des Tages fehlen muß«. Die geistige und wirtschaftliche Gliederung des deutschen Volkes findet gewiß ihr Vorbild in dem System, welches das ‚Deutsche Volksblatt' eingeführt hat. Denn während die Judenblätter so schamlos sind, jedes Eingesendet gegen Bezahlung aufzunehmen, nimmt das ‚Deutsche Volksblatt' nichts gegen Bezahlung auf, was nicht in der Redaktion geschrieben wird. Die Mizzi Schmidt war bekanntlich »eines jener Dämchen, welche«. Die sind imstand und sagen: »Gehst her, schöner Kunstgewerbler, ich sag dir was.« Aber sie haben ihm in Wirklichkeit gar nichts zu sagen; es ist nur ein Vorwand. Während das ‚Deutsche Volksblatt' ~~ganz~~ ganz offen auf eine Lücke aufmerksam macht. Im Interesse der Vollständigkeit wäre es ein Fehler. Es verlangt nur zwei Gulden und ist dafür gesund. Ein Judenblatt verlangt fünf, und das weitere — ehschowissen.

* * *

Ein unberufener Kritiker

Ein Amerikaner hatte behauptet, daß man in Wien ausgewurzt werde. Darauf erschien das Folgende:

(Unsere Kritiker.) Wir erhalten von der amerikanischen Botschaft die nachstehenden Zeilen, welche man gewiß überall mit

begreiflichem Interesse und mit der nötigen Nutzanwendung lesen wird:

Bezugnehmend auf die öffentliche Kontroverse betreffs Wiener Hotel- und Lebensmittelpreise, welche in einer angeblichen Äußerung eines angeblichen Privatsekretärs des amerikanischen Botschafters Exzellenz Frederic C. Penfield beruhen soll, bittet der Herr Botschafter, man möge gütigst feststellen, daß Herr de Angelis wohl in Amerika in seiner Familie als Sprachlehrer tätig war, hingegen nie als dessen Privatsekretär funktionierte noch ein solcher jetzt ist. Herr de Angelis ist, insoweit es dem Herrn Botschafter bekannt ist, überhaupt nur einen Tag in Wien gewesen, weshalb seinen diesbezüglichen Äußerungen wohl keine zu große Bedeutung beizumessen wäre. Wien, am 20. November 1913.

Man kann zu dieser nach allen Seiten hin aufklärenden Mitteilung des Herrn Botschafters mit allem verbindlichen Danke nur die eine Bemerkung hinzufügen: Desto besser!

Das verstehe ich nicht. Der Mann, der sich für mehr ausgibt als er ist, ist gleichwohl mehr ausgewurzt worden als nötig war, und er kann nur von den Erfahrungen eines Tages in Wien sprechen, weil er sich eben vor den Erfahrungen weiterer Tage gefürchtet hat. Ich war nicht einmal Sprachlehrer, geschweige denn Privatsekretär beim amerikanischen Botschafter, und finde dennoch, daß man in Wien ausgewurzt wird. Aber vielleicht erklärt sich das aus dem Umstand, daß ich länger als einen Tag in Wien gelebt habe. Allerdings bin ich jetzt öfter nur einen Tag in Wien, aber auch dieser eine Tag in Wien, an dem das Automobil vom Bahnhof teurer ist als die Bahnreisen, die mich von Wien entfernen, genügt mir, um zu behaupten, daß man in Wien ausgewurzt wird. Freilich ist meiner nach allen Seiten hin aufklärenden Mitteilung keine zu große Bedeutung beizumessen, weil ich, wenn ich ständig in Wien wäre, desto besser ausgewurzt würde.

* * *

Non scholae, sed vitae

Aus einem Erlaß des niederösterreichischen Landesschulrates:

Über die »Forderungen des Lebens«.

. . . Das Ziel ist gewiß groß und schön. Neben dem Gewinn materieller Natur leuchtet aus ihm das Ideal jeder richtigen Erziehung: die Heranbildung tüchtiger und warmherziger Charaktere. Diese Bestrebungen werden aber einseitig bleiben, wenn nicht auch der eigentliche Schulunterricht den Forderungen des Lebens und der bürger-

lichen Gesellschaft nähertritt. Nach vielen Richtungen hin ist die Schule noch immer von dem wahren, pulsierenden Leben abgewendet, verfolgt ihre papierenen Ziele, verschwendet Zeit und Kraft auf die Bewältigung von überflüssigen Stoffgebieten und kann sich mitunter von dem Geiste reinster Scholastik nicht befreien.

.... Wie selten weiß das Kind, wie viel Monats- oder Jahreszins die Eltern zahlen .... wieviel monatlich für Gas gezahlt wird .... Auf den oberen Stufen wird der Hinweis auf die Steuerobliegenheiten, angeknüpft an reale Beispiele aus dem Leben, den Sinn für Steuermoral, der uns ganz abhanden kommen will, zu wecken haben.

Der Kreis des Schullebens erfordert auch mancherlei Erweiterung. Wie selten kommt es vor, daß ein Lehrer im Unterrichte Gegenstände wirklich abwägen läßt! .... Es ist damit genau so wie mit den Preisangaben, immer heißt es: 1 Kilogramm Rindfleisch, 1 Liter Milch, 1 Meterzentner Kohle kostet —; wie viel kosten 30 Dekagramm, 3/4 Liter, 2 1/2 Meterzentner? Stellen wir doch die Beispiele so, daß das Kind selbst den Preis zu bestimmen hat.... Selbst bei den Frankfurter Würsteln und bei den Kaisersemmeln erspart es sich der Lehrer selten, den Preis selbst anzugeben, damit unsre kleinen Dummerln ihre Köpfe nicht anzustrengen brauchen.

Viele sehr beachtenswerte Gegenstände bietet ein andres Gebiet, die Straße. Das Kind sollte .... erzählen, was beim Kaufmann, beim Greisler, beim Kunsthändler ausgestellt, aufgeschrieben, angepriesen ist. Hundertmal gehen die Kinder an den Geschäften vorüber, aber wie selten bekümmert sich auch nur eins um die aufgeschriebenen Tagespreise der Waren!

.... Eine Orientierung über die Bemessung des Trinkgeldes, für das den Kindern und auch vielen Eltern der Maßstab fehlt, wird von Vorteil sein.

Vergessen wir hier nicht der Zeitung! Der moderne Mensch wird es mit Freude begrüßen, wenn der Lehrer gelegentlich einen Bericht über ein wichtiges Tagesereignis, über Krieg und Kampf, die alle Gemüter bewegen, oder ein passendes Feuilleton vorliest und bespricht .... Der Lehrer wird hie und da den Wechsel der Kurse als Begleiterscheinung des wirtschaftlichen Lebens verfolgen .... Wir werden mit einem Wort die Schüler lehren, die Zeitung, dieses am weitesten verbreitete moderne Bildungsmittel, lesen, verstehen, in ihrem Wert und ihrer Überschätzung beurteilen. In den Fährlichkeiten des Lebens sollen die Kinder sich selbst und den Nächsten helfen lernen.... In erziehlicher Richtung sollen wir Tür und Tor der Schule öffnen, damit das wirkliche Leben mit seinen tausendfältigen Erscheinungen eintrete.

Die Zeitung bemerkt hiezu:

Daß die einfachsten Wahrheiten am längsten brauchen, um sich durchzusetzen, ist zwar richtig, aber dennoch freuen wir uns, wenn wir ihren, wenn auch späten Sieg feststellen können. Schon die Römer ....

Der Schöpfer des Erlasses, der »sofort verwirklicht werden soll«, heißt Habernal. Ich hätte nicht übel Lust, dreißig Jahre nachzusitzen, um die so beschaffene Schule schwänzen zu können. Nein, stürzen! Denn heute soll ein Kriegsbericht von Ernst Klein besprochen werden, und ich bin nicht präpariert. Wegen eines Berliner Theaterartikels von Paul Goldmann hab ich so schon einen Vierer. Wieviel Zins wir zahlen, weiß ich nicht. Den Preis eines Frankfurter Würstels kann ich nicht bestimmen. Den Kunsthändler verwechsle ich mit dem Greisler. Mit dem Trinkgeld kenn ich mich nicht aus. Der Sinn für Steuermoral ist mir abhanden gekommen. Den Fremdenverkehr pflege ich nicht. Das pulsierende Leben erstickt mich. Hinaus in die Ferne!

* * *

Auf der letzten Seite der Welt

steht zu lesen:

Schmerzlos operiert
jede kranke Puppe
Puppenklinik
»Schwarzer Peter«
Wien, IX. Alserstraße Nr. 6
Telephon Nr. 15399.
20447

Gesundes, hübsches Baby
herziges Mädchen, 14 Tage alt, noch ungetauft, wird von disting. Ehepaar gegen einmalige höhere Abfertigung als Eigen abgegeben. Seriöse Anträge unter »Puppenmädel 1459« an das Ankünd.-Bureau d. Blattes. 22761

Auf der letzten Seite, die, so wahr mir Gott helfe, der Spiegel ist allen Zustandes.

ich, daß sie erfunden ist. Von mir erfunden, wie die meisten jungen Leute, die ich, statt sie zu entdecken, nur erfunden habe.

*

Ich schleppe das furchtbare Geheimnis der Zeit mit mir, das meine Erkenntnis auf Kosten meiner Nerven nährt. Nur in Sätzen darf ich verraten, daß alles, was die Gegenwart dem Druck verdankt, die Kultur verschlagener Homosexualität ist. Würde ich meine Erlebnisse der fünfzehn Jahre in einen Zusammenhang zu stellen wagen, sie würden sich vertausendfachen durch den Reiz der Beachtung, der den Einzelfall so üppig macht. Hier weiche ich zurück. Höchste Aktivität, die sich dem Ansturm der passiven Naturen preisgegeben sieht, kann zur Pathologie des Zeitalters sich ihre Gedanken machen, aber nicht ihre Beweise vorbringen. Die im Traum meines Wiener Lebens gefundene Devise »Eine Deichsel im Rücken und Quallen an den Füßen« wird so verständlich. Zwischen den Hindernissen der Mechanik und den Fesseln der Gefühlsverwirrung ging es hindurch. Aber schlimmer, am schlimmsten war diese!

*

Wenn Herr Shaw Shakespeare angreift, so handelt er in berechtigter Notwehr.

*

Um zu glauben, daß einer das alles gemacht hat, braucht man doch sicher mehr Gedanken, als um zu wissen, daß er es nicht gemacht hat — ihr Idioten des freien Geistes!

*

Der Analytiker macht Staub aus dem Menschen.

*

Impotenz ist: das Geheimnis der Zeugung ergründen wollen. Das kann sie noch weniger und möchte es noch mehr. Damit habe ich das Geheimnis der Impotenz ergründet.

*

Er mit dem Geist und sie mit der Schönheit mußten auseinander und hinaus. Es mit der Technik schafft da und dort Ersatz.

*

Wo ist das Weib hin, dessen Fehler ein Ganzes bilden!

*

Der schöpferische Mensch sieht Helenen in jedem Weibe. Er hat aber die Rechnung ohne den Analytiker gemacht, der ihn erst darüber aufklärt, was er eigentlich in Helenen zu sehen habe.

*

Wie Schönheit zustandekommt — das weiß die Nachbarin. Wie Genie entsteht — das weiß sie auch, die Analyse.

*

Die Kultur hat nur ein vorgeschriebenes Maß von Schönheit nötig. Sie macht sich alles selbst, sie hat ihre Kosmetik und braucht nichts mehr vom Kosmos zu borgen.

*

Alle Memoirenliteratur ist voll der erotischen Unbedenklichkeit hochgestellter Frauen, die sich die Natur durch die Würze ihres Falles versüßt haben. Mit Neugier oder Entrüstung — die Welt hat es zur Kenntnis genommen, daß der Knecht seiner Herrin oft mehr zu sagen hatte als ihr Herr. Mit Staunen, daß sie doch die Herrin blieb. Denn die Natur, die der Würde etwas vergeben kann, ersetzt den Ausfall durch Persönlichkeit. Die Befremdung jener Kreise aber, in denen der Beischlaf eine Haupt- und Staatsaktion ist, wird begreiflich. Die Bürgerin, die sich dem Grafen überläßt, kann sich etwas für ihren Ruf erhoffen; aber ein letzter Instinkt, den sie sich erhalten hat, sagt ihr, daß sie sich im Verkehr mit dem Pöbel seelisch verlieren könnte, und das möchte einem Parvenü schlecht anstehn. »Sich wegwerfen« heißt nur dort ankommen, wohin man gehört.

*

Der Zustand der Geschlechter ist so beschämend wie das Resultat der einzelnen Liebeshandlung: Die Frau hat weniger an Lust gewonnen, als der Mann an Kraft verloren hat. Hier ist Differenz statt Summe. Ein schnödes Minus, froh, sich in Sicherheit zu bringen, macht aus einem Plus ein Minus. Hier ist der wahre Betrug. Denn nichts paßt zu einer Lust, die erst beginnt, schlechter als eine Kraft, die schon zu Ende ist; keine Situation, in der Menschen zu einander geraten können, ist erbarmungsloser und keine erbarmungswürdiger. In dieser Lücke wohnt die ganze Krankheit der Welt. Eine soziale Ordnung, die das nicht erkennt und sich nicht entschließt, das Maß der Freiheit zu vertauschen, hat die Menschheit preisgegeben.

*

Das eheliche Schlafzimmer ist das Zusammenleben von Roheit und Martyrium.

*

Ob der Mann bühnenfähig ist, bedarf erst einer Probe. Die Frau ist immer auf der Probe und bühnenfähig von Natur. Sie lebt vor Zuschauern. Sie fühlt sich als Mittelpunkt, wenn sie über die Straße geht, und begrüßten die Statisten auch den Einzug eines Kaisers. Und alle Blicke bezieht sie auf den Mittelpunkt.

*

Eine Frau muß so gescheit aussehen, daß ihre Dummheit eine angenehme Überraschung bedeutet.

*

Weibliche Doktoren — warum denn eigentlich nicht? Warum sollen sie's nicht treffen? Ich kenne so wenige männliche Doktoren, daß ich mir oft denke, hier muß ein starker Bedarf sein, und da die Weiber doch eben das Zeug haben, das den Männern fehlt, so werden sie's schon machen. Männer fürchten sich nicht vor Weibern. Somit kann der Widerstand gegen die Frauenbewegung nur die Furcht der Weiber vor den Männern sein.

*

Alle Stände neigen zum Fall. Aber wenn ein Bürger verkommt, so besteht Aussicht, daß aus ihm noch etwas wird, während, wenn ein Aristokrat auf dem Weg ist, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, der Familienrat zusammentreten sollte.

*

Was hat man denn nur gegen die Konvikte! Ist es denn schöner, das Zusammenleben im Pferch der Freiheit, wo die jungen Leute mutuelle Psychologie treiben?

*

Wenn man mich fragt, von wem ich glaube, daß er dem Geist näher steht: der Stiefelputzer eines böhmischen Grafen oder ein neuberliner Literat, so kann ich nur antworten, daß ich, ehe ich mir von einem neuberliner Literaten die Stiefel putzen ließe, ihm lieber mit dem Absatz ins Gesicht treten würde.

*

Jetzt haben die Kinder in dem Alter, in welchem sie ehedem die Masern bekamen, Symphonien. Ich glaube nicht, daß das gesund ist.

*

Es wird jetzt viel über Ekstase gesprochen, von solchen, die eben noch um die Vorteile ihres schäbigen Bewußtseins Bescheid wissen. Ich war aber dabei, als Peter Altenberg, dessen hundertfaches Leben sein einfaches Werk ersäuft, vor einer deutsch lallenden Tänzerin ausrief: »Und wie sie deutsch spricht! Alleredelste!! Goethe ist ein Tier gegen Dich!!!« Goethe ist einverstanden. Gott selbst stimmte zu. Und wenn sich die lebende deutsche Literatur von der Kraft dieses Augenblicks bedienen könnte, so würden Werke hervorkommen, die noch besser wären als das Deutsch der kleinen Tänzerin. Aber da sie alle als Bettler neben diesem Bettler stehen, der durch alle zeitliche Erniedrigung aufsteigen wird in das Reich des Geistes und der Gnade, so ist jedes Tier ein Goethe gegen sie.

*

Adolf Loos und ich, er wörtlich, ich sprachlich, haben nichts weiter getan als gezeigt, daß zwischen einer ~~Vase~~ und einem Nachttopf ein Unterschied ist und daß in diesem Unterschied erst die Kultur Spielraum hat. Die andern aber, die Positiven, teilen sich in solche, die die ~~Vase~~ als Nachttopf, und die den Nachttopf als ~~Vase~~ gebrauchen.

*

Seit einigen Jahren ist die Welt schon ganz mondän. Wer nur diese große Entschädigung: zu können, was man nicht ist, in die Welt gebracht hat? Woher haben sie es, die Weiber und die Schreiber?

*

Sie machen alles mit. Der Kommis gegen Gott gibt sich jetzt schon als Kommis Gottes. Ich weiß einen in Prag, den ich, wenn er im Gebet liegt, nicht stören und wenn er auf den »Stufenfolgen, die bis vor Gottes Thron führen«, herumklettert, nicht aufhalten möchte. Denn es besteht Gefahr, daß mich solche Inbrunst nüchtern macht, das Firmament mir als ein Gewölbe erscheint, in das man von der Gasse eintreten kann, und ich eine Stimme höre: »Brod, machen Sie keine Ekstasen, lassen Sie das Ethos liegen und geben Sie herunter die Ewigkeit!«

*

Nicht jeder, der kein Künstler ist, muß deshalb auch schon Erfolg haben. Man kann auch so zwischen zwei Stühlen sitzen, daß man von dem einen hinuntergestoßen und zu dem andern nicht hinaufgelassen wurde.

*

Schmerzlichstes Abbild der Zivilisation: ein Löwe, der die Gefangenschaft gewohnt war und, der Wildnis zurückgegeben, dort auf und abgeht wie vor Gitterstäben.

*

Wir leben in einer Übergangszeit von oben nach unten. Die Ware vermitteln die Zwischenhändler, das Wissen die Zwischenträger und die Wollust die Zwischenstufen.

*

Das Kleid macht nicht den Mann. Das gilt jetzt nicht mehr in sozialer, sondern nur noch in sexueller Beziehung. Das Kleid macht nicht das Weib. Das gilt erst jetzt.

*

Ein Literaturprofessor meinte, daß meine Aphorismen nur die mechanische Umdrehung von Redensarten seien. Das ist ganz zutreffend. Nur hat er den Gedanken nicht erfaßt, der die Mechanik treibt: daß bei der mechanischen Umdrehung der Redensarten mehr herauskommt als bei der mechanischen Wiederholung. Das ist das Geheimnis des Heutzutag, und man muß es erlebt haben. Dabei unterscheidet sich aber die Redensart noch immer zu ihrem Vorteil von einem Literaturprofessor, bei dem nichts herauskommt, wenn ich ihn auf sich beruhen lasse, und wieder nichts, wenn ich ihn mechanisch umdrehe.

*

Eine der verkehrungswürdigsten Redensarten ist die von den schlechten Beispielen, die gute Sitten verderben. In einem vaginalen Zeitalter kann das nur von den guten Beispielen behauptet werden. Denn das Frauenzimmer, das in einem Burschen von heute herumrumort, hat den fatalen Hang zur Ich-Behauptung. Daß sein Ich weniger ist als Hundedreck, sieht es nicht ein; im Gegenteil wird es immer das Gegenteil von dem tun wollen, was der männliche Verstand für gut erkannt hat. Ich habe Burschen neben mir herumwetzen gesehen, die mir nicht allein widersprachen, wiewohl ich recht hatte, sondern eben deshalb. Das waren sicher nicht werdende Männer. Denn für den Mann ist das Rechthaben keine erotische Angelegenheit und er zieht das fremde Recht dem eigenen Unrecht gut und gerne vor. Tut er das aber, so sagt der andere, der sicher kein Mann ist, er habe es nur mir zuliebe getan. Es ist das deutliche Kennzeichen einer hysterisch verwirrten Umgebung, daß das, was in Erfüllung einer ethischen Forderung geschehen muß

auf Rechnung der Abhängigkeit von mir gesetzt wird. Ist meine Meinung mit jener Forderung eben identisch — was wohl öfter der Fall sein wird, weil ich sonst solchen Einfluß nicht erlangt hätte —, so werden die meisten jungen Leute lieber unanständig handeln, als daß sie in einen Schein der Abhängigkeit von mir kommen wollten. Es sind die Ich-Behaupter. Vom Ich ist dann freilich nur eine Gemeinheit zu sehen, und die Abhängigkeit, deren Schein vermieden werden sollte, ist durch die strikte Befolgung des Gegenteils bewiesen. Mit Anstand unter mir zu leiden, das verstehen wenige. Mit mir, noch weniger. Wenn ich unter tausend zehn kennen gelernt habe, die darum, weil sie jünger oder schwächer waren als ich, nicht unglücklich, unruhig, geisteskrank oder schuftig wurden, sondern harmonisch, still, normal und anständig blieben, so kann ich sagen, daß ich ein geselliges Leben geführt habe.

*

Man hat mich oft gebeten, gerecht zu sein und eine Sache von allen Seiten zu betrachten. Ich habe es getan, in der Hoffnung, daß eine Sache vielleicht dadurch besser werden könnte, daß ich sie von allen Seiten betrachte. Aber ich kam zu dem gleichen Resultat. So blieb ich dabei, eine Sache nur von einer Seite zu betrachten, wodurch ich mir viel Arbeit und Enttäuschung erspare. Denn es ist tröstlich, eine Sache für schlecht zu halten und sich dabei auf ein Vorurteil ausreden zu können.

*

Wenn sich die Schlange vor mir auch windet, ich zweifle doch an ihrer Zuverlässigkeit.

*

(Lesestück.) Ich kam in ein Lokal. Alle Tische waren besetzt, an einem saß nur einer. Ich nahm Platz. Eine Familie kommt, Vater, Mutter, Tochter. Die Tochter gibt der Mutter einen Stoß, diese dem Vater. Der Vater versteht nicht. Die Tochter schreibt es auf. Der Vater starrt entsetzt meinen Nachbarn an und nimmt eine Zeitung zur Hand. Mein Nachbar entfernt sich

nach einer Weile. Der Vater sieht ihm nach und sagt triumphierend: »Justament hab ich mich nicht geniert und hab vor ihm die Neue Presse gelesen, zersprungen is er und weg!« Die Tochter gab der Mutter einen Stoß, diese dem Vater. Der Orcus öffnete sich und ich trat diskret ab.

*

»Wie kommt es, daß so viele Leute in Wien noch immer glauben, daß Sie einen Vollbart haben?« »Das kommt daher, daß ich einmal zufällig neben einem ging, der einen Vollbart trug, und daß einer, der mit einem andern vorbeiging, mit dem Finger zeigte: Dort geht der Fackelkraus.« »Ist Ihnen die Verwechslung unangenehm?« »Nein, aber dem andern.« »Kennen Sie ihn?« »Nein, aber ich bedaure ihn, er muß Qualen ausstehen.« »Sie sind schadenfroh.« »Ja, weil ihm recht geschieht. Einem Vollbart glaubt man's. »Leben Sie darum besser?« »Gewiß, weil nur die Hälfte der Bevölkerung mich agnosziert, während die andere Hälfte an der andern Version festhält.« »Sie könnten sich vollends Ruhe schaffen, wenn Sie sich einen Vollbart wachsen ließen.« »Es wäre gegen meine Überzeugung und überdies würde es nichts nützen, weil dann die andere Hälfte der Bevölkerung mich mit dem andern verwechseln würde.« »Was würden Sie tun, wenn Sie diesen kennen lernten?« »Ihm den Rat geben, sich rasieren zu lassen.« »Warum?« »Weil es besser aussieht.« »Dann wüßte aber die andere Hälfte der Bevölkerung nicht, woran sie ist!« »Ich würde mir in den Bart lachen.« »Aber hätten Sie denn einen, weil der andere sich rasieren läßt?« »Das ist wahr. So würde ich mir ins Fäustchen lachen.«

*

Der Dichter schreibt Sätze, die kein schöpferischer Schauspieler sprechen kann, und ein schöpferischer Schauspieler spricht Sätze, die kein Dichter schreiben konnte. Die Wortkunst wendet sich an einen, an den Mann, an den idealen Leser. Die Sprechkunst an viele, an das Weib, an die realen

Hörer. Zwei Wirkungsströme, die einander ausschalten. Der jahrhundertalte Wahnsinn, daß der Dichter auf die Bühne gehöre, bleibt dennoch auf dem Repertoire und wird jeden Abend vor ausverkauftem Haus ad absurdum geführt.

*

Ich weiß nicht, ob der Dichter etwas geträumt hat; aber von der Wirkung, die der Schauspieler mit der Umbiegung seines Wortes erzielen kann, hat er sich gewiß nichts geträumt. Und solche Leute sind so schamlos, das Geld einzustecken, das andere gegen sie verdient haben.

*

Wenn der Autor, ein ungeschminkter Zivilist, sich an der Hand des Schauspielers verbeugen kommt, so wird er zum Akteur einer Komödie, die auch nicht von ihm ist.

*

Daß sich ein Autor verbeugt, ist nicht Erniedrigung, sondern Überhebung. Aber wenigstens steht er nach Schluß auf der Bühne. Vorher hatte er dort gewiß nichts zu tun, und es ist ein Betrug an den Schauspielern, daß man ihm die Tantièmen zahlt.

*

Die Viechsarbeit, neunhundert Menschen, die aus dem Bureau kommen, zur Empfänglichkeit für das Wort zusammenzuschließen, hat nicht das Wort, sondern die Musik zu besorgen. Theaterdirektoren, die das Orchester abschaffen wollen, sollen sich selber hinaufstellen.

*

Es gibt jetzt literarisch beflissene Theaterdirektoren, die den Ehrgeiz haben, intelligente Leute ins Theater zu bekommen. Um die zu einer Wirkung zusammenzuschließen, müßte schon den ganzen Abend das Orchester spielen. Und dann noch die ganze Nacht und überhaupt das ganze Leben hindurch!

*

Wenn sich einer von den neunhundert schneuzt, setzt der Wirkungsstrom aus. Und die Ästhetiker glauben dennoch, daß ein Shakespearescher Gedanke hinüberkommt.

*

Das Verhältnis der Bühne zum Dichter ist, daß sie eben noch seine szenische Bemerkung realisieren kann.

*

Ich bin vielleicht der erste Fall eines Schreibers, der sein Schreiben zugleich schauspielerisch erlebt. Würde ich darum einem andern Schauspieler meinen Text anvertrauen? Nestroys Geistigkeit ist unbühnenhaft. Der Schauspieler Nestroy wirkte, weil er etwas, was kein Hörer verstanden hätte, so schnell heruntersprach, daß es kein Hörer verstand.

*

Wenn der Leser den Autor fragt, was er sich dabei gedacht habe, so beweist das nichts gegen einen Gedanken. Aber er ist sicher gut, wenn der Autor es nicht mehr weiß und den Leser fragt, was er sich dabei gedacht habe.

*

Daß die Sprache den Gedanken nicht bekleidet, sondern der Gedanke in die Sprache hineinwächst, das wird der bescheidene Schöpfer den frechen Schneidern nie weis machen können.

*

Ich beherrsche nur die Sprache der andern. Die meinige macht mit mir, was sie will.

*

Wenn ich der Vollendung nahe bin, beginne ich erst zu zweifeln und da brauche ich dann einen, dem ich alle meine Fragen beantworte.

*

In keiner Sprache kann man sich so schwer verständigen wie in der Sprache.

*

Zeitgenossen leben aus zweiter Hand in den Mund.

*

Im Halbschlaf erledige ich viel Arbeit. Eine Phrase erscheint, setzt sich auf die Bettkante und spricht mir zu. Die Situation, die sie herbeigerufen hat, ist die denkbar unpassendste. Einer etwa speit und sagt hinterher: »Kommentar überflüssig«. Wenn Gesichter im Raum sind, weiß ich, daß ich schlafen werde. Vorher treiben sie Allotria. Nichts ist ihnen heilig. Sie sprechen und gestikulieren in einer Art, daß mir bald Hören und Sehen vergehen wird. Einer hat Lippen, von denen ihm beim Sprechen die Bildung herunterrinnt. Und so etwas wagt Goethe zu zitieren. Halb erinnere ich mich, womit ich mich am Schreibtisch beschäftigt hatte. Halb an ein Abenteuer im Osten der Monarchie, wo einer beim Kartenverkauf gut abschnitt. Den Widerstand der Zeit gegen die neue Lyrik begriff ich nunmehr in dem Wort, das die Stimme eines alten ehrlichen Juden, dem man nichts beweisen kann, neben mir sagte: »Ich hab gern über allen Gipfeln Ruh«.

*

Mein Weltuntergang

Mir träumte, daß ich eben noch zurecht kam,
als unterging die Welt, vor meinen Augen
tat sie es, eben noch kam ich zurecht,
denn auf ein Haar wär' ich zu spät gekommen.
Ich stand auf einem Vorsprung von Sorrent,
Signore! rief der Wirt, und subito
sank Capri, hastenichgesehn, ins Meer.
Schon aber wars für uns auch nicht geheuer,
und eine Riesenflamme stach herüber,
weil einer drüben noch am Gashahn spielte.
Am sichersten, sagt einer, wärs in Wien,
wann geht der Zug, schon zeigt auch der Vesuv
der Welt die Zunge, sichrer ists in Wien.
Schon ist der Wirt erstickt und in Neapel
beteuern tausend Kuppler ihre Unschuld,
denn ihrer aller Hure sei gestorben,
und bieten zum Ersatz den letzten Knaben.

Viel sicherer wär's freilich jetzt in Wien
Wie aber kommt man bei dem Untergang
hinüber, oben schweift schon ein Komet,
der Mond ist übernächtig und die Sonne,
die schläfrige, macht heute Überstunden,
jedoch die Grotte hat heut blau gemacht
und gelb vom Schwefel eines Fremdenführers
befremdet auf der Stelle sie den Fremden,
Leuchtkugeln läßt beim Feuerwerk des Himmels
ein Bravo Stuwer in die Gärten schwirren
und aus der Barke gellt der Hilferuf
des alten Lohndieners sein »Tramontano!«,
auch der von »Loreley!« ist schon zur Stelle,
der Leiermann spielt bella Napoli
nimmt ewig Abschied, will mit einem Aug,
das zweite ist kaput, Neapel sehn
und sterben. Voller Schrecken ist die Nacht.
Ein Zuhälter mit einem halben Ohr
~~beißt drauf als sein~~ Legitimation
ist hier und dort, und läßt mich nicht mehr los,
beteuert fort, er selbst sei der padrone
Im sichersten ists sicher jetzt in Wien,
was macht man heute abend in Sorrent,
meine Geliebte schläft mit einem Bettler,
es regnet Blut und ich hab keinen Schirm,
man schließt das Kino, hundert arme Kinder
sind ausgesperrt und scharen sich um mich,
verlangen noch die letzte Zigarette.
Dann sind sie tot. Ein Kutscher schlägt sein Pferd
und ruft mit letzter Leidenschaft sein »Ah!«
Wer lebt noch außer mir? Denn lebte einer,
müßt' den Verlust er ~~nach~~ Millionen ~~zählen~~
Jetzt springt die Flut, die Flamme brennt ins Meer,
und eine Tafel wird am Fels befestigt,
darauf gedruckt schon, nicht geschrieben steht:
»Preßburger, kaiserlicher Rat, gesund.«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Korrektur zu V. 44

Wien,

~~Wie~~ wie

als Legitimation zeigt er es vor,

padrone.

Am sichersten

mit dem Verlust er auf Millionen schätzen.

STADTBIBLIOTHEK